Ausgewählte Werke

von

[illegible]

Fernan Caballero.

[illegible]

Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke.

[illegible]

Zweiter Band:

Die Möve.

Zweiter Theil.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

[illegible]

Ausgewählte Werke

von

Fernan Caballero.

Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke.

Zweiter Band:

Die Möve.

Zweiter Theil.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1859.

Die Möve.

Ein spanisches Sittengemälde

von

Fernan Caballero.

Deutsch von L. G. Lemcke.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1859.

Erstes Capitel.

Der Monat Juli war außerordentlich heiß in Sevilla gewesen. Die Abendgesellschaften versammelten sich in den anmuthigen Höfen, in welchen die schönen Marmorfontänen mit ihren tändelnden Wasserstrahlen hinter einer Unzahl von Blumentöpfen verschwanden. Von der Decke der Corridore, welche den Hof umgaben, hingen große Lampen oder Krystallkugeln herab, die Ströme von Licht nach allen Seiten hin verbreiteten. Die Luft war von Blumenduft erfüllt, und die Lieblichkeit und der Glanz der Scene wurde noch erhöht durch das reiche Mobiliar, vor Allem aber durch die reizenden Sevillanerinnen, deren lebhaftes und heiteres Geplauder mit dem sanften Murmeln der Springbrunnen wetteiferte.

Eines Abends gegen das Ende des Monats

war eine große Gesellschaft im Hause der jungen, reizenden und eleganten Gräfin von Algar versammelt. Es galt für ein großes Glück, in diesem Hause eingeführt zu sein, und wirklich war Nichts leichter, denn die Herrin des Hauses war so liebenswürdig und zugänglich, daß sie Jedermann mit demselben Lächeln und derselben Herzlichkeit empfing. Die Leichtigkeit, mit welcher sie einem Jeden, der ihr vorgestellt wurde, Zugang gewährte, war nicht sehr nach dem Geschmack ihres Oheims, des Generals Santa Maria, eines Officiers aus der Napoleonischen Periode und ausgezeichneten Kriegsmannes, der, wie die meisten Militärs jener Zeit etwas rauh, ein wenig exclusiv, ein klein wenig herrisch und wegwerfend, kurz, ein classischer Sohn des Mars und vollkommen überzeugt war, daß alle Beziehungen zwischen den Menschen nur im Befehlen und Gehorchen und der Zweck und Hauptnutzen der Gesellschaft darin bestehe, alle und jedes einzelne ihrer Mitglieder zu classificiren, im Uebrigen aber ein Spanier wie Pelayo und ein Held wie der Cid.

Der General, seine Schwester, die Marquise von Guadalcanal, Mutter der Gräfin, und andere Personen spielten L'Hombre. Einige sprachen, in den Galerien spazierengehend, von Politik, die

Jugend beiderlei Geschlechts saß bei den Blumen, schwatzend und lachend, als ob die Erde nur Blumen hervorbrächte und die Luft nur von munterm Gelächter ertönte.

Die Gräfin, zurückgelehnt in einem Sopha, klagte über heftige Migräne, welche sie indessen nicht hinderte, heiter und lustig zu sein. Sie war klein, schmächtig und weiß wie Alabaster. Ihr dichtes blondes Haar war in langen Locken nach englischer Mode geringelt. Ihre großen braunen Augen, ihre Nase, ihre Zähne, ihr Mund, das Oval ihres Gesichtes waren vollendet schön, ihre Grazie unbeschreiblich. Innig geliebt von ihrer Mutter, angebetet von ihrem Gatten, der, ohne selbst Geschmack an der Gesellschaft zu finden, ihr gleichwohl unbeschränkte Freiheit ließ, weil sie tugendhaft war und er volles Vertrauen in sie setzte, war die Gräfin in Wahrheit ein verzogenes Kind. Aber dank ihrem vortrefflichen Charakter mißbrauchte sie die Vorrechte eines solchen nicht. Ohne große Geistesfähigkeiten, besaß die Gräfin das Talent des Herzens; sie fühlte richtig und zart. Ihr ganzer Ehrgeiz beschränkte sich darauf, sich ohne Uebermaß zu zerstreuen und zu gefallen, wie der Vogel, der fliegt, ohne es zu wissen, und singt, ohne sich anzustrengen. An jenem Abende

war sie, müde und etwas unwohl, von der Spazierfahrt zurückgekommen, hatte ihr Kleid ausgezogen und einen einfachen Ueberwurf von weißem Musselin angelegt. Ihre weißen und runden Arme sahen hervor aus den Einschnitten ihrer hängenden Aermel; ein Armband und ihre Ringe hatte sie abzulegen vergessen. Neben ihr saß ein junger Oberst, der erst kürzlich aus Madrid angekommen war, nachdem er sich im Kriege in Navarra ausgezeichnet. Die Gräfin, die keine Heuchlerin war, hatte ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet.

Der General Santa Maria blickte Beide von Zeit zu Zeit an und biß sich vor Ungeduld in die Lippen.

„Etwas Neues!" sagte er; „sie müßte ja keine Tochter Eva's sein, wenn die Neuheit nicht Eindruck auf sie machte. Ein Gelbschnabel! Vierundzwanzig Jahre und schon drei Treffen! Wann ist man je so verschwenderisch mit dem Avancement gewesen? Vor fünf oder sechs Jahren ging er noch in die Schule und jetzt commandirt er schon ein Regiment. Man wird ohne Zweifel sagen, daß er sich seinen Grad durch glänzende Thaten erworben hat. Ich aber sage, Tapferkeit gibt keine Erfahrung, und ohne Erfahrung kann Niemand commandiren. Vier-

undzwanzig Jahre alt und Oberst! Ich war es im vierzigsten, nachdem ich in Roussillon, in Amerika und Portugal gewesen, und die Generalsepauletten bekam ich erst, als ich mit La Romana aus dem Norden zurückgekommen war und im Unabhängigkeitskriege gekämpft hatte. Die Wahrheit ist, meine Herren, daß wir Alle in Spanien toll geworden sind, die Einen wegen dessen, was sie thun, die Andern wegen dessen, was sie geschehen lassen."

In diesem Augenblicke hörte man einige laute Ausrufe. Die Gräfin selbst vergaß auf einen Augenblick ihre Mattigkeit und sprang auf.

„Endlich ist der Verlorene wieder da!" rief sie aus. „Tausendmal willkommen, unglücklicher Jäger und ungeschickter Reiter. Sie haben uns einen schönen Schrecken gemacht! Aber, was ist das? Sie sind ja, als ob gar Nichts vorgefallen wäre. Ist das wahr, was man erzählt von einem ausgezeichneten deutschen Arzte, der aus den Ruinen eines Forts und eines Klosters hervorgekommen ist, wie ein Geschöpf der Phantasie? Erzählen Sie uns doch, Herzog, alle diese außerordentlichen Dinge."

Nachdem der Herzog die Glückwünsche der ganzen Gesellschaft zu seiner Heilung und Wiederkehr empfangen hatte, setzte er sich der Gräfin gegen-

über und ging in eine Erzählung alles dessen ein, was der Leser schon weiß. Nachdem er viel von Stein und Maria gesprochen, schloß er mit der Mittheilung, daß es ihm gelungen sei, Letztern zu bewegen, sich mit seiner Frau in Sevilla niederzulassen und dort, er seine Wissenschaft und sie das ungemeine Talent, mit welchem die Natur sie begabt, bekannt und nützlich zu machen.

„Da thun sie unrecht,“ fiel der General in entschiedenem Ton ein.

Die Gräfin wandte sich rasch zu ihrem Oheim.

„Und warum unrecht?“ fragte sie.

„Weil,“ erwiederte der General, „die Leute zufrieden und ohne Ehrgeiz lebten; von jetzt an aber werden sie das nicht mehr sagen können, denn wie der Titel eines spanischen Lustspieles heißt, der auch ein Sinnspruch ist: Niemand soll das Gewisse für das Ungewisse hingeben.“

„Glauben Sie denn, Onkel,“ erwiederte die Gräfin, „daß diese Frau mit ihrer ausgezeichneten Stimme den Felsen vermissen wird, an dem sie wie eine Auster klebte, ohne Vortheil und ohne Ruhm für sie selbst, die Gesellschaft und die Künste?“

„Ei, Nichte, möchtest Du uns denn alles Ernstes glauben machen, daß es den Fortschritt der

menschlichen Gesellschaft bedeutend fördert, wenn eine Frau die Bretter betritt und di tanti palpiti singt?"

„Nun," sagte die Gräfin, „man sieht wohl, daß Sie kein Musikfreund sind."

„Und dafür dank' ich Gott von Herzen," erwiederte der General. „Soll ich auch noch wie so viele Andere den Verstand verlieren durch diese Musiknarrheit, diese Notenfluth, die sich wie eine Lawine durch ganz Europa verbreitet hat? Soll ich mit meinem wahnsinnigen Enthusiasmus den fürchterlichen Hochmuth dieser Könige und Königinnen der Triller noch vermehren? Sollen meine Realen noch in ihren kolossalen Einkünften daraufgehen, während so viel tüchtige, mit Narben bedeckte Officiere vor Hunger sterben, so viele Frauen von echtem Verdienst ihr Leben in Thränen zubringen, ohne daß sie nur einen Bissen Brot in den Mund zu stecken haben? Das ist ja himmelschreiend und eine wahre Ironie in einer Zeit, wo diesen heuchlerischen Schreiern nichts Anderes aus dem Munde geht als das Wort Humanität. Und ich sollte einer Primadonna Blumen streuen, deren verdienstliche Gaben in Nichts bestehen als in c, d, e, f, g, a, h."

„Mein Onkel," sagte die Gräfin, „ist die wahre Personification des status quo. Alles Neue ist

ihm zuwider. Ich will nur baldmöglichst alt werden, um ihm zu gefallen."

„Das wirst Du nicht thun, Nichte," erwiederte der General, „also verlange auch nicht, daß ich wieder jung werde, um der gegenwärtigen Generation zu schmeicheln."

„Worüber streitet denn mein Bruder?" fragte die Marquise, welche, bis dahin mit dem Spiele beschäftigt, nicht an der Unterhaltung Theil genommen hatte.

„Mein Onkel," sagte ein junger Officier, der ganz leise hereingekommen war und sich neben den Herzog gesetzt hatte, „mein Onkel predigt einen Kreuzzug gegen die Musik. Er hat den Andantes den Krieg erklärt, er verbannt die Moderatos und gibt nicht einmal den Allegros Pardon."

„Lieber Raphael!" rief der Herzog aus, den Officier umarmend, der sein Verwandter war und den er sehr liebte. Letzterer war klein, aber fein, ebenmäßig und zierlich gebaut; sein Gesicht gehörte zu denen, von denen man sagt, daß sie zu hübsch für Männer sind.

„Und ich," antwortete der Officier, die Hände des Herzogs in den seinigen drückend, „hätte mir beide Beine abschneiden lassen, hätte ich Sie da-

durch von der bösen Zeit, die Sie durchgemacht haben, befreien können! — Aber wir sprechen von der Oper und ich will nicht im Melodramentone singen."

„Recht so," sagte der Herzog; „besser, Du erzählst mir, was während meiner Abwesenheit hier vorgegangen ist. Was erzählt man sich?"

„Daß meine Cousine, die Gräfin von Algar, die Perle der Sevillanerinnen ist."

„Ich frage Dich, was es Neues gibt," antwortete der Herzog, „und nicht, was man schon weiß."

„Herr Herzog," fuhr Raphael fort, „Salomo hat gesagt und viele Weise, ich unter andern, haben es wiederholt, daß es unter der blauen Himmelsdecke nichts Neues gibt."

„Wollte Gott, dem wäre so," sagte der General seufzend, „aber mein Neffe Raphael Arias ist eine lebendige Widerlegung seines Grundsatzes. Er führt uns immer neue Gesichter in unsere Abendgesellschaft ein, und das ist nicht auszuhalten."

„Da zieht mein Onkel wieder gegen die Fremden zu Felde," sagte Raphael. „Der Fremde ist der Popanz des Generals Santa Maria. Hätten Sie mich nicht zu Ihrem Adjutanten ernannt, Herr Herzog, als Sie Kriegsminister waren, so stünde ich

nicht in so vielen Beziehungen zu den fremden Diplomaten in Madrid und sie quälten mich nicht halb todt mit Bitten um Empfehlungsbriefe. Glauben Sie denn, Onkel, daß es mir ein so großes Vergnügen macht, den Cicerone zu spielen, wie ich es seit meiner Ankunft in Sevilla für jeden Reisenden sein muß?"

„Und wer zwingt uns denn," erwiederte der General, „jedem neu Ankommenden die Thür sperrweit aufzureißen und uns zu seinen Befehlen zu stellen? Das thut man in Paris nicht und noch viel weniger in London."

„Jede Nation," sagte die Gräfin, „hat ihren Charakter und jede Gesellschaft ihre Gebräuche. Die Fremden sind zurückhaltender als wir, sie sind es auch unter sich, man muß gerecht sein."

„Sind neuerlich einige gekommen?" fragte der Herzog. „Ich frage danach, weil ich Lord G. erwarte, einen der ausgezeichnetsten Männer, die ich kenne. Ob er schon in Sevilla ist?"

„Er ist noch nicht angekommen," antwortete Raphael. „Gegenwärtig haben wir hier erstens den Major Fly, den wir Fliege nennen, denn das bedeutet sein Name. Er dient in der Garde der Kö-

nigin und ist ein Neffe des Herzogs von W., eines der bedeutendsten Männer in England."

„Ja, Neffe des Herzogs von W.," sagte der General, „wie ich ein Neffe des türkischen Sultans!"

„Er ist jung," fuhr Raphael fort, „elegant und ein guter Mensch, aber von so kolossaler Gestalt, daß man sich in eine gewisse Entfernung stellen muß, um sein Ensemble zu überblicken. In der Nähe erscheint er so groß, so stark, so eckig, so roh, daß er hundert Procent verliert. Wenn er nicht bei Tische sitzt, ist er immer an meiner Seite, in und außer dem Hause; wenn mein Bedienter ihm sagt, daß ich ausgegangen bin, so antwortet er, daß er auf mich warten will, und wenn er zur Thür hineintritt, steig' ich zum Fenster hinaus. Er hat die Gewohnheit, mit seinem Stocke umherzufechten, und obwohl seine Stöße unschädlich und immer nur in die Luft gerichtet sind, so stößt er mir doch, da mein Zimmer klein ist, mit seinem starken und langen Arme Löcher in die Wände und hat mir schon mehrere Fensterscheiben zerbrochen. Auf den Stühlen sitzt er, wiegt er sich, reckt sich und streckt sich dergestalt, daß er mir schon vier zerbrochen hat. Meine Wirthin wird wüthend, wenn sie ihn nur sieht. Zuweilen nimmt er ein Buch, und das ist das Beste, was er

thun kann, denn alsdann schläft er ein. Seine starke Seite aber ist das Glück bei den Frauen; das ist sein Paradepferd, seine fixe Idee und seine ganze Hoffnung, obwohl immer eine vergebliche. Er ist in Bezug auf das schöne Geschlecht in derselben Täuschung befangen, wie in Bezug auf die Piaster jener Galizier, der in Mexiko war und glaubte, er brauche sich nur zu bücken, um sie aufzuheben. Ich habe versucht, ihn zu enttäuschen, aber das hieß in der Wüste predigen. Wenn ich Vernunft mit ihm rede, lächelt er mit einer gewissen Miene der Ungläubigkeit und liebkost seinen ungeheuern Schnurrbart. Er ist versprochen mit der Erbin einer Million, und das Merkwürdige ist, daß dieser Ajax von dreißig Jahren, der vier Pfund Fleisch in Beefsteak verzehrt und drei Flaschen Xerez in einer Sitzung trinkt, seine Braut glauben macht, er reise aus Gesundheitsrücksichten. Der andere Tagedieb, wie mein Onkel sich ausdrückt, ist ein Franzose, der Baron de Maude."

„Baron?" sagte der General spöttisch, „ja, Baron wie ich Papst!"

„Aber, mein Gott, Onkel," sagte die Gräfin, „warum soll er denn nicht Baron sein?"

„Deshalb nicht, Nichte, weil die wahren Barone

— nicht die napoleonischen oder die constitutionellen, sondern die von ehedem — weder reisten, noch für Geld schrieben, auch nicht so schlecht erzogen, so neugierig und so unausstehliche Frager waren.“

„Aber, Onkel, man kann Baron sein und doch gern fragen. Durch Fragen verliert man seinen Adel nicht. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland wird er sich mit der Tochter eines Pairs von Frankreich verheirathen.“

„Er wird sich so gut mit ihr verheirathen, wie ich mit dem türkischen Sultan,“ erwiederte der General.

„Der Onkel,“ sagte Arias, „ist wie der heilige Thomas; er glaubt nicht, ohne zu sehen. Aber, um wieder auf unsern Baron zu kommen, so muß man gestehen, daß er ein recht hübscher Mann ist, obgleich er, wie ich, vor der Zeit aufgehört hat, zu wachsen. Er hat einen liebenswürdigen Charakter, spielt aber gern den Gelehrten und Belesenen, spricht von Politik und Kunst, von Geschichte und Musik, von Statistik, Philosophie, Landwirthschaft und Moden. Jetzt schreibt er ein ernsthaftes Buch, wie er sagt, welches ihm als Treppe zur Deputirtenkammer dienen soll. Es führt den Titel: „Scientifisch-philosophisch-physiologisch-artistisch-geologische

Reise durch Spanien, mit kritischen Bemerkungen über Regierung, Küche, Straßen und Canäle, Ackerbau, Tänze und Steuersystem dieses Landes.“ Affectirt nachlässig in seiner Kleidung, ernst, umsichtig, überaus sparsam, ist er eine unvollkommene Frucht jenes Treibhauses öffentlicher Charaktere, aus welchem frühreife Producte ohne Frühling, ohne belebenden Windeshauch, ohne freie Luft, Früchte ohne Geschmack und Duft hervorgehen. Diese Menschen stürzen sich mit der Gewalt des Dampfes in die Zukunft, jagend nach dem, was sie eine sociale Stellung nennen, und dieser opfern sie alles Uebrige; traurige, qualvolle Existenzen, für welche der Lebenstag keine Morgenröthe hat.“

„Das heißt philosophiren, Raphael,“ sagte der Herzog lächelnd. „Weißt Du wohl, daß wenn Sokrates in unserer Zeit gelebt hätte, Du eher sein Schüler als mein Adjutant sein würdest?“

„Ich gäbe die Adjutantur nicht für das Apostolat hin, Herr General,“ antwortete Arias. „Die Wahrheit ist aber, wenn es nicht so viel dumme Schüler gäbe, würde es nicht so viel verkehrte Lehrer geben.“

„Gut gesagt, Neffe,“ rief der alte General aus, „so viel neue Lehrer, und jeder lehrt Etwas und

predigt eine Lehre, die immer noch neuer und seltsamer ist als die andere. Der Fortschritt! Der herrliche, immer noch nicht genug gewürdigte Fortschritt!"

„General," erwiederte der Herzog, „um das Gleichgewicht auf diesem unserm Erdball zu erhalten, muß es leichte und schwere Dinge geben, beide sollten sich gegenseitig als nothwendig ansehen, statt daß sie sich mit solcher Erbitterung zu vernichten streben."

„Was Sie da sagen," entgegnete der General, „sind Lehren des verhaßten Justemilieu, das uns am meisten geschadet hat mit seinen unentschiedenen Ansichten und seinen kauderwälschen Ausdrücken, wie das Volk es nennt, das richtiger fühlt, als die „aufgeklärten" Anhänger des Moderantismus, diese Heuchler mit guter Rinde und schlechtem Kerne, Anbeter des „höchsten Wesens," die nicht an Jesus Christus glauben."

„Der Onkel," sagte Raphael, „haßt die Moderados*) dergestalt, daß er alle nöthige Mäßigung verliert, um sie zu bekämpfen."

„Sei still, Raphael," erwiederte die Gräfin, „Du bekämpfst und verspottest alle Meinungen, und

*) Bekanntlich die gemäßigt-liberale Partei in Spanien.

hast selbst gar keine, nur um Dir nicht die Mühe zu geben, sie zu vertheidigen."

„Cousine," rief Raphael aus, „ich bin liberal, davon zeugt mein leerer Geldbeutel."

„Du solltest mir kommen und liberal sein!" rief der General mit schnarrender Stimme.

„Und warum sollte ich es nicht sein, Señor? Ist es doch der Herzog auch."

„Du solltest mir liberal sein!" wiederholte der Veteran mit starkem und nachdrücklichem Tone, wie ein Trommelwirbel.

„Nun," murmelte Raphael, „man sieht, mein Onkel will außer den freien Künsten nichts Freies dulden. — Señor," fügte er zu seinem Onkel gewendet hinzu, denn diesen in Wuth zu versetzen, machte dem Neffen ein ganz besonderes Vergnügen, „warum kann der Herzog nicht liberal sein? Wer kann es ihm wehren, wenn es ihm einfällt, liberal sein zu wollen? Wird er dadurch häßlicher, daß er liberal ist? Warum können wir nicht liberal sein, Señor, warum nicht?"

„Weil der Soldat," antwortete der General, „nichts Anderes ist und sein darf, als die Stütze des Thrones, der Aufrechterhalter der Ordnung und

der Vertheidiger seines Vaterlandes. „Weißt Du's nun, Neffe?"

„Aber, Onkel . . . ."

„Raphael," unterbrach ihn die Gräfin, „laß Dich nicht in schwierige Fragen ein, sondern fahre in Deiner Erzählung fort."

„Ich gehorche. „Ach Cousine, in einer Armee, die unter Deinem Commando stände, würde nie ein Subordinationsfehler vorkommen. Ein anderer Fremder, den wir hier in Sevilla haben, ist ein gewisser Sir John Burnwood. Er ist ein Mann von fünfzig Jahren, ziemlich hübsch, rothbackig, mit einer großen Mähne, wie ein echter Löwe vom Atlas. Er hat beständig die Lorgnette vor den Augen, lächelt beständig und weiß nie, was er mit seinen Händen anfangen soll, ist ein großer Schwätzer, fortwährend unruhig und ungestüm, um sich den Anschein der Lebhaftigkeit zu geben, wie jener Deutsche, der sich zu demselben Zweck aus dem Fenster stürzte; ein großer Freund von Wetten, ein berühmter Sportsman und Besitzer großer Steinkohlenwerke, die ihm zwanzigtausend Pfund Rente einbringen."

„Ich vermuthe," sagte der General, „es werden zwanzigtausend Pfund Steinkohlen sein."

„Mein Onkel," sagte Raphael, „ist wie die

Börsenleute, die nach Gefallen die Rente steigen und sinken machen. Sir John hat gewettet, er würde die Giralda*) hinaufreiten, und das ist der große Zweck, der ihn nach Sevilla führt. Einer unserer alten Könige hat dies zwar gethan, aber das arme Pferd, auf welchem er hinaufritt, konnte nicht wieder hinunter und blieb, wie Muhamed's Sarg, zwischen Himmel und Erde schweben, so daß man es oben tödten mußte. Sir John ist in Verzweiflung, daß man ihm nicht erlauben will, sich diesen königlichen Zeitvertreib zu machen. Jetzt will er nach dem Beispiele Lord Elgin's und Baron Taylor's den Alcaçar**) kaufen und ihn Stein für Stein mit nach seinem Landgute nehmen, selbst diejenigen, welche, der Sage nach, für immer mit dem Blute des Don Fadrique befleckt sind, den sein Bruder, der König Pedro, ***) vor fünfhundert Jahren ermorden ließ."

„Es gibt Nichts," sagte der General, „dessen diese Sirs nicht fähig wären, und keine noch so unsinnige Idee, die ihnen nicht in den Kopf käme."

„Noch mehr," fuhr Raphael fort. „Neulich

---

*) Ein berühmter 370 Fuß hoher Thurm in Sevilla.

**) Der alte Palast der maurischen Könige in Sevilla.

***) Der bekannte König Peter der Grausame.

fragte er mich, ob ich die Chorherren der Kathedrale nicht bewegen könnte, die goldenen Schlüssel zu verkaufen, die der Maurenkönig auf einer silbernen Schüssel dem Könige Ferdinand dem Heiligen nach der Eroberung von Sevilla überreichte, und den Becher von Achat, aus welchem der große König zu trinken pflegte."

Der General schlug so heftig auf den Tisch, daß einer der Leuchter zu Boden fiel.

„Mein Herr General," sagte der Herzog, „sehen Sie denn nicht, daß Raphael die Farben auf seinen Gemälden zu stark aufträgt und daß er Nichts als Ungereimtheiten erzählt?"

„Keine Ungereimtheit," erwiederte der General, „ist unwahrscheinlich bei einem Engländer."

„Nun, das Beste fehlt noch," fuhr Raphael fort, seine Blicke auf ein reizendes Mädchen richtend, die neben der Marquise saß und dem Spiele derselben zusah, „Sir John ist sterblich verliebt in meine Cousine Rita und hat um ihre Hand angehalten. Rita, die durchaus nicht weiß, wie das Wörtchen Ja ausgesprochen wird, hat ihm, wie aus der Pistole geschossen, ein kahles Nein gegeben."

„Ist's möglich, Rita," sagte der Herzog, „Sie hätten 20,000 Pfund Rente ausgeschlagen?"

„Ich habe nicht die Rente ausgeschlagen,“ antwortete das junge Mädchen gewandt, ohne ihre Augen vom Spiele wegzuwenden, „sondern den Besitzer.“

„Sie hat wohl gethan,“ sagte der General; „Jeder muß sich in seinem Vaterlande verheirathen, dann riskirt er nicht, die Katze im Sacke zu kaufen.“

„Wohl gethan!“ fügte die Marquise hinzu. „Einen Protestanten? Gott bewahre uns!“

„Und was sagen Sie, Gräfin?“ fragte der Herzog.

„Ich bin der Meinung meiner Mutter,“ antwortete sie. „Es ist keine Sache des Scherzes, daß das Haupt einer Familie sich zu einer andern Religion bekenne, als diese; ich glaube wie mein Onkel, daß Jeder sich in seinem Vaterlande verheirathen muß und sage wie Rita: Ich würde nie einen Mann nur deshalb heirathen, weil er zwanzigtausend Pfund Rente hätte.“

„Ueberdies,“ sagte Rita, „ist er sehr verliebt in die Tänzerin Lucia del Salto, und ich würde daher, auch wenn der Herr nach meinem Geschmack gewesen wäre, ihm dieselbe Antwort gegeben haben. Ich liebe die Mitbewerbung nicht, am wenigsten mit der Welt der Coulissen.“

Rita war die Nichte der Marquise und des

Generals. Seit ihrer Kindheit verwaist, war sie unter Aufsicht ihres Bruders, der sie zärtlich liebte, und ihrer Amme, die sie anbetete und verzog, aufgewachsen, dabei aber doch ein gutes und frommes Mädchen geworden. Die Eingezogenheit und Unabhängigkeit, in welcher sie die ersten Jahre ihres Lebens zugebracht, hatten ihrem Charakter das doppelte Gepräge der Schüchternheit und Entschiedenheit aufgedrückt. Sie gehörte zu denjenigen Persönlichkeiten, welche von Manchen dunkle genannt werden, weil sie das Geräusch und den Schimmer hassen; sie war gleichzeitig stolz und gutherzig, eigenwillig und offen, aufgeweckt und zurückhaltend. Mit diesem pikanten Charakter verband sie das verführerischste und reizendste Aeußere. Ihre Gestalt war von mittlerer Größe, ihr Wuchs, der nie dem Zwang eines Corsets unterworfen gewesen war, besaß alle jene Gewandtheit und Biegsamkeit, welche die französischen Novellisten fälschlich ihren in knappe Fischbeinfutterale eingezwängten Heldinnen zuschreiben. Dieser anmuthigen Behendigkeit des Körpers und der Bewegungen, im Verein mit der Freiheit und Natürlichkeit des Benehmens, die so bezaubernd wirken, wenn sie von Grazie und Wohlwollen begleitet sind, verdanken die Spanierinnen ihren so berühmten Lieb-

reiz. Rita hatte das matte, reine und gleichförmige Weiß einer Marmorstatue; ihr schönes Haar war schwarz, ihre großen Augen von dunkelm Braun, von großen schwarzen Wimpern eingefaßt und von Augenbrauen bekränzt, die von Murillo's Hand gezeichnet schienen. Ihr frischer, in der Regel ernster Mund öffnete sich von Zeit zu Zeit zu einem schnellen und muntern Gelächter, wodurch eine Reihe schneeweißer Zähne zum Vorschein kam; ihre gewohnte Schüchternheit unterdrückte dasselbe jedoch sofort wieder, denn Nichts widerstrebte ihr mehr, als die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und wenn dies einmal geschah, so wurde sie übler Laune.

In Folge eines Gelübdes an die „schmerzensreiche Jungfrau" trug sie immer schwarze Kleider, mit einem Gürtel von lackirtem Leder, und ein kleines goldenes, von einem Schwerte durchbohrtes Herz am obern Theile des Aermels.

Rita war das einzige Mädchen, welches ihr Vetter Raphael Arias ernstlich geliebt hatte, aber nicht mit einer weinerlichen und elegischen Leidenschaft, die nicht in seinem Charakeer lag, dem antisentimentalsten unter den vielen andern, die der heimische Ostwind ausgedörrt hatte, sondern mit lebhafter, aufrichtiger und standhafter Zuneigung. Raphael, ein aus-

gezeichneter junger Mann, rechtschaffen, verständig, edel in Handlungsweise wie an Abkunft, und Besitzer eines hübschen Vermögens, war der Gatte, den Rita's Familie ihr wünschte. Sie aber hatte trotz ihres Bruders Wachsamkeit ohne dessen Wissen ihr Herz verschenkt. Der Gegenstand ihrer Neigung war ein junger Mann von vornehmer Abkunft und ritterlichem Charakter, aber ein Spieler, und dies genügte, daß Rita's Bruder sich auf's Entschiedenste ihrer Liebe wiedersetzte und ihr streng verboten hatte, den Geliebten zu sehen oder zu sprechen. Aber mit echt spanischer Charakterfestigkeit und Ausdauer, die sie besser als hierin hätte anwenden sollen, wartete Rita ruhig, ohne Klagen, Seufzer oder Thränen, auf ihren einundzwanzigsten Geburtstag, um sich, ohne Aufseheu zu erregen, trotz des Widerstandes ihres Bruders zu vermählen. Inzwischen machte der Geliebte, stutzerhaft gekleidet und hoch zu Roß Fensterparade, und sie schrieben sich gegenseitig.

An jenem Abende war Rita wie immer geräuschlos in die Gesellschaft getreten und hatte sich an ihren gewohnten Platz neben ihre Tante gesetzt, um sie spielen zu sehen. Diese hatte die Nähe ihrer Nichte nicht eher bemerkt, als bis dieselbe auf des

Herzogs Frage nach der ausgeschlagenen Partie hatte antworten müssen.

„Jesus! Rita," sagte die Marquise, „wie hast Du mich erschreckt! Wie bist Du denn hierhergekommen, ohne daß irgend Jemand Dich gehört hat?"

„Sollte ich etwa, wie ein Regiment, mit Pauken und Trompeten kommen?" fragte Rita.

„Du hättest doch aber die Leute wenigstens grüßen können."

„Das zerstreut die Spieler," sagte Rita, „sehen Sie nur in Ihre Karten, es geht um Gold, und während Sie mir Vorwürfe machten, haben Sie beinahe vergessen, zu bedienen."

Während dieses Gesprächs hatte sich Raphael hinter seine Cousine gesetzt und sagte ihr in's Ohr:

„Rita, wann soll ich um den Dispens einkommen?"

„Wenn ich Dir's sagen werde," antwortete sie, ohne ihn anzusehen.

„Und womit kann ich mir's verdienen, daß dieser glückliche Augenblick komme?"

„Empfiehl Dich meiner Heiligen; sie ist die Fürsprecherin unmöglicher Dinge."

„Grausame, Du wirst es dereinst bereuen, meine

weiße Hand ausgeschlagen zu haben. Du verlierst den besten und dankbarsten Gatten."

„Und Du die schlechteste und undankbarste Gattin."

„Höre, Rita," fuhr Arias fort, „hat unser Onkel, der uns gegenübersitzt, vielleicht eine Schildwache auf dem Kopfe, die Dich verhindert, Dem, der mit Dir redet, das Gesicht zuzukehren?"

„Ich habe mir den Nacken verrenkt."

„Die Verrenkung heißt Luis de Haro. Bist Du noch immer versessen auf diesen Kartenconsumenten?"

„Mehr als je."

„Und was sagt Dein Bruder dazu?"

„Wenn es Dich interessirt, frag' ihn."

„Und mich willst Du sterben lassen?"

„Ohne eine Miene zu verziehen."

„Ich gelobe, dem Teufel zu den Füßen des heiligen Michael in der Pfarrkirche die Hörner zu vergolden, wenn er Deinen Luis de Haro endlich einmal holt."

„Wünsch' ihm nur Böses! Die bösen Wünsche der Neidischen machen fett."

„Ich langweile Dich, wie es scheint," sagte Raphael nach einigen Augenblicken des Stillschweigens, als er seine Cousine gähnen sah.

„Das bemerkst Du jetzt erst?“ antwortete Rita.

„Das heißt, Du wünschest, daß ich gehe. Natürlich, da Luis Kartenmann so eifersüchtig ist.“

„Eifersüchtig auf Dich?“ erwiederte seine Cousine, in eins ihrer plötzlichen Gelächter ausbrechend; „eben so eifersüchtig auf Dich wie auf den dicken Engländer.“

„Danke für den Vergleich, liebenswürdiges Cousinchen, und Adieu für immer!“

„Ueber die Eitelkeit!“ sagte Rita, ohne den Kopf umzudrehen.

Raphael stand wüthend auf.

„Was fehlt Ihnen, Raphael?“ fragte mit schmachtender Stimme ein junges Mädchen, an welchem er vorbeiging.

Diese neue Sprecherin war nicht lange erst von Madrid angekommen, wo ein bedeutender Proceß ihres Vaters Anwesenheit erheischt hatte. Sie kam vollständig modernisirt und so durchdrungen von dem, was man ausländischen guten Ton zu nennen pflegt, von dieser Reise zurück, daß sie unausstehlich lächerlich geworden war. Ihre fortwährende Beschäftigung war Lesen, aber sie las fast nur französische Romane. Mit der Mode trieb sie eine Art von Cultus,

war eine leidenschaftliche Musikfreundin und verachtete Alles, was spanisch war.

Als Raphael die an ihn gerichtete Frage hörte, versuchte er heiter auszusehen und antwortete:

„Heloischen, ich bin um einen Tag älter als gestern und habe einen weniger zu leben."

„Ich weiß wohl, was Ihnen fehlt, Arias, und begreife, wie sehr Sie leiden."

„Sie werden mich noch in Angst versetzen, Heloischen, wie den Don Basilio.*) Und er fing an zu singen: Welch krankes Aussehn!"

„Ihre Verstellung ist vergebens; es sind Thränen in Ihrem Lächeln, Arias."

„Aber sagen Sie mir um Gotteswillen, was mir fehlt, Heloischen, denn es ist ein Werk der Barmherzigkeit, den Unwissenden zu unterrichten."

„Den Grund Ihres Kummers kennen Sie selbst recht gut, Arias."

„Und was ist das?"

„Eine déception," murmelte Heloise.

„Eine —?" fragte Raphael, der sie nicht verstand.

„Eine déception," wiederholte Heloise.

---

*) Im Barbier von Sevilla.

„Ah so! Ich verstand, eine Desertion, und meine militärische Ehre schauderte zusammen. Was die Deceptionen anbetrifft, liebe Freundin, so habe ich deren, wie jedes Menschenkind, Hunderte, und nicht die geringste derselben ist die, daß ich Ihnen Bedauern einflöße, anstatt Zuneigung, was ich am meisten wünsche."

„Eine aber unter allen ist es, die Ihr Leben farblos und das Glück für Sie zu einer Ironie macht, und Sie dahin bringen wird, das Grab als eine Stätte der Ruhe und den Tod als einen lächelnden Freund zu betrachten."

„Ach, Heloischen," erwiederte Raphael, „einen Finger meiner Hand hätte ich darum gegeben, wenn ich im Gefecht bei Mendigorria solche Gedanken gehabt hätte; denn verwünscht will ich sein, wenn Grab und Tod mir gelächelt haben, als man mich mit einem Schuß in der Seite in's Hospital brachte."

„Wie prosaisch!" rief Heloise entrüstet aus.

„Ist das ein Bannfluch, Heloischen?"

„Nein, Señor," erwiederte die Gefragte ironisch, „es ist ein herrliches Compliment."

„Eine Wahrheit in Folio ist," sagte Raphael, „daß Sie in diesem Kopfputze reizend sind und daß dieses Kleid höchst geschmackvoll ist."

„Gefällt es Ihnen," rief die junge Modeheldin aus, indem sie den sentimentalen Ton plötzlich aufgab. Diese Stoffe sind die letzten nouveautés, es ist Gros Ledru Rollin."

„Es ist nicht zu verwundern," sagte Raphael, „daß der Engländer dort gegenüber, dessen Kopf über alle Pflanzen des Gewächshauses hinausragt, ganz vernarrt in Spanien und die Spanierinnen ist."

„Welch ein schlechter Geschmack!" erwiederte Heloise mit einer wegwerfenden Geberde.

„Er sagt," fuhr Raphael fort, „daß es nichts Hübscheres in der Welt gibt, als eine Spanierin in ihrer Mantille, der Tracht, welche sie am besten kleide."

„Welche Ungerechtigkeit!" rief das junge Mädchen aus. „Glaubt man vielleicht, daß der Hut zu elegant für uns ist?"

„Er sagt," fuhr Raphael fort, „daß die spanischen Damen den Fächer mit unvergleichlicher Grazie bewegen."

„Welche Verleumdung!" sagte Heloise. „Wir Damen nach der Mode gebrauchen ihn gar nicht mehr."

„Er sagt, daß diese niedlichen, kurzen, reizenden Füßchen durchaus nur seidene Strümpfe und Schuhe

verlangen, anstatt der abscheulichen Stiefel, Halbstiefel, Brodequins oder wie sie heißen mögen."

„Das ist eine Beleidigung für uns," rief Heloise aus; „das heißt, wir sollen ein halbes Jahrhundert zurückgehen, wie die aufgeklärte Madrider Presse sehr richtig sagt."

„Daß die schwarzen Augen der Spanierinnen die schönsten in der Welt sind."

„Wie gemein! Das sind Augen der Leute aus dem Volke, der Köchinnen und Cigarrenmädchen."

„Daß der leichte, graciöse, ungezwungene Gang der Spanierinnen das Bezauberndste ist, was man sich denken kann."

„Aber bemerkt denn der Herr nicht, daß er uns als Parias betrachtet," sagte Heloise, „und daß wir alles Mögliche thun, um unsere Fehler abzulegen und zu gehen, wie es sich gehört?"

„Das Beste wird sein, Sie bekehren ihn," sagte Raphael. „Ich will ihn Ihnen vorstellen."

Arias eilte fort und dachte bei sich: „Heloise hat ein gefühlvolles Herz und liebt das Romantische; sie ist wie geschaffen für den Major, der auf solche Vögel Jagd macht."

Unterdessen fragte die Gräfin den Herzog, ob die Philomele von Villamar hübsch wäre.

„Sie ist weder hübsch noch häßlich," antwortete dieser. Sie ist braun und ihre Züge sind eben nur regelmäßig. Sie hat hübsche Augen, kurz es ist eines jener Gesichter, wie man sie bei uns zu Lande überall sieht."

„Da ihre Stimme so ausgezeichnet ist," sagte die Gräfin, „so müssen wir zur Ehre Sevilla's eine vorzügliche Primadonna aus ihr machen. Können wir sie nicht hören?"

„Wann Sie wollen," antwortete der Herzog. „Ich werde sie an einem der nächsten Abende mit ihrem Manne, der ein vortrefflicher Musiker und ihr Lehrer gewesen ist, hierherbringen."

Inzwischen war es Zeit geworden, auseinanderzugehen.

Als der Herzog sich der Gräfin näherte, um sich zu empfehlen, erhob diese drohend den Finger.

„Was soll das heißen?" fragte der Herzog.

„Nichts, nichts," erwiederte sie. „Das heißt nur: Nehmen Sie sich in Acht."

„In Acht, wovor?"

„Thun Sie, als ob Sie mich nicht verständen? Es gibt keinen schlimmern Tauben, als den, welcher nicht hören will."

„Sie spannen mich auf die Folter, Gräfin."

„Um so besser.“

„Wollen Sie sich um Gotteswillen erklären?“

„Da Sie mich dazu zwingen, nun ja. Wenn ich gesagt habe: Nehmen Sie sich in Acht, so habe ich damit sagen wollen: Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie sich keine Kette anlegen.“

„Ach, Gräfin,“ erwiederte der Herzog mit Wärme, „nicht um die Welt möchte ich, daß ein ungerechter und falscher Argwohn den Ruf dieser Frau verdunkelte, ehe noch irgend Jemand sie kennt. Diese Frau, Gräfin, ist ein Engel.“

„Natürlich,“ sagte die Gräfin, „in einen Teufel verliebt sich Niemand.“

„Und doch haben Sie tausend Anbeter,“ erwiederte der Herzog lächelnd.

„Ich bin auch kein Teufel,“ sagte die Gräfin, „aber ich bin eine Seherin.“

„Der Schütze trifft nicht, wenn der Schuß das Ziel verfehlt.“

„Wir werden uns in sechs Monaten wieder sprechen, unverwundbarer Achilles,“ erwiederte die Gräfin.

„Um Gotteswillen, sein Sie still, Gräfin!“ rief der Herzog aus: „was in Ihrem schönen Mund ein leichter Scherz ist, würde in dem Munde der

Vipern, welche die Gesellschaft erzeugt, zu tödtlichem Gifte werden."

„Sein Sie ohne Sorgen, ich werde nicht den ersten Stein werfen. Ich bin nachsichtig wie eine Heilige oder wie eine große Sünderin, obgleich ich weder das Eine noch das Andere bin."

Keineswegs befriedigt verließ der Herzog die Gesellschaft, als der General Santa Maria ihn an der Thür aufhielt.

„Herzog," sagte er, „haben Sie je so Etwas gesehen?"

„Was?" fragte der Herzog verdrießlich.

„Was? Sie fragen noch?"

„Ja, ich frage und wünsche eine Antwort."

„Ein Oberst von dreiundzwanzig Jahren!"

„In der That etwas früh," antwortete der Herzog lächelnd.

„Es ist eine Ohrfeige für die Armee."

„Ohne Zweifel."

„Das heißt dem gesunden Menschenverstande in's Gesicht schlagen."

„Versteht sich."

„Armes Spanien!" rief der General aus, dem Herzog die Hand gebend und die Augen zum Himmel erhebend.

Zweites Capitel.

Der Herzog hatte Stein und seine Frau bei einer armen, aber rechtschaffenen und anständigen Familie untergebracht. Stein hatte in einer Commode, deren Schlüssel man ihm, als er von seinem Zimmer Besitz nahm, übergab, eine Summe Geldes gefunden, genügend, auch die übertriebensten Ansprüche zu übersteigen. Bei derselben befand sich ein Billet mit folgenden Zeilen: „Hierin der Tribut, welcher der Wissenschaft des Arztes gebührt. Der Eifer und die Nachtwachen des Freundes sind nur durch aufrichtige Freundschaft und Dankbarkeit zu belohnen."

Stein war beschämt.

„Ach, Maria," rief er aus, das Papier seiner Frau zeigend, „dieser Mann ist groß in Allem, er ist es durch seinen Stand, sein Herz und seine Tu-

genden. Er hebt, nach Gottes Beispiel, die Kleinen und Demüthigen zu sich auf. Er nennt mich Freund, mich, den armen Wundarzt, und spricht von Dankbarkeit, indem er mich mit Wohlthaten überhäuft."

„Was ist für ihn all dies Geld?" antwortete Maria; „ein Mann, der Millionen besitzt, wie mir die Wirthin gesagt hat und dessen Güter so groß sind wie ganze Provinzen. Ueberdies wäre er ohne Dich sein Leben lang lahm geblieben."

In diesem Augenblicke trat der Herzog ein und sagte, Stein's Ergießungen der Dankbarkeit schnell abschneidend, zu seiner Frau:

„Ich komme, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten; werden Sie sie mir abschlagen, Maria?"

„Was könnten wir Ihnen abschlagen?" antwortete Stein schnell.

„Nun denn, Maria," fuhr der Herzog fort, „ich habe einer intimen Freundin von mir versprochen, daß Sie bei ihr singen würden."

Maria antwortete nicht.

„Ohne Zweifel wird sie das," sagte Stein. „Maria hat eine so kostbare Gabe, wie ihre Stimme ist, nicht vom Himmel erhalten, ohne die Verpflichtung auf sich zu nehmen, Andere dieses Geschenkes theilhaftig werden zu lassen."

„Wir sind also einig,“ fuhr der Herzog fort, „und da Stein eben so geschickt auf dem Piano wie auf der Flöte ist, so wird diesen Abend eins zu Ihrer Verfügung stehen, wie auch eine Sammlung der besten Stücke aus neuern Opern. Auf diese Weise können Sie diejenigen auswählen, die Ihnen am besten gefallen und sie noch einmal durchgehen, denn Maria muß einen Triumph feiern und sich mit Ruhm bedecken. Ihr Ruf als Sängerin hängt davon ab.“

Bei diesen letzten Worten belebten sich Maria's Augen.

„Wollen Sie singen, Maria?“ fragte der Herzog.

„Warum nicht?“ erwiederte sie.

„Ich weiß,“ fuhr der Herzog fort, „daß Sie schon viele der schönen Sachen gesehen haben, die Sevilla einschließt. Stein ist ein Enthusiast und weiß Cean, Ponz und Zuñiga schon auswendig. Was Sie aber noch nicht gesehen haben, ist ein Stiergefecht. Hier sind Billets für das heutige. Sie werden neben mir sitzen, denn ich will den Eindruck sehen, den dieses Schauspiel auf Sie macht.“

Bald darauf entfernte sich der Herzog.

Als am Abende Stein und Maria auf dem

Schauplatze ankamen, war derselbe schon mit Menschen angefüllt. Ein ununterbrochenes lautes Getöse, gleich dem Wogen und Brausen des Meeres vor dem Sturme, diente der Handlung als Vorspiel. Jene ungeheure Versammlung, zu welcher die ganze Bevölkerung der Stadt und ihrer Umgegend herbeieilt, jene Bewegung, ähnlich der des Blutes, wenn es in den Paroxismen einer heftigen Leidenschaft zum Herzen strömt, jene Atmosphäre, glühend und berauschend gleich der, welche eine Bacchantin umgibt, jenes Zusammenfließen unzähliger Sympathien in eine einzige, jene schwüle Erwartung, jene wahnsinnige Aufregung, die sich dennoch aber in den Schranken der Ordnung hält, jene lauten, aber nie die feine Sitte verletzenden Ausrufungen, jene Ungeduld, die noch vermehrt wird durch die Unruhe, jene Spannung, welche zu dem Genusse noch die Erschütterung fügt — Alles dies bildet eine Art von moralischem Galvanismus, dem man sich hingeben oder den man fliehen muß.

Stein, verwirrt und mit gepreßtem Herzen, hätte gern die Flucht vorgezogen. Seine Schüchternheit hielt ihn zurück. Er sah Alles um sich her zufrieden, froh und lebendig und wagte es nicht, sich auszuschließen.

Der Platz war gefüllt; zwölftausend Personen bildeten große concentrische Kreise um denselben. Die Reichen saßen im Schatten, das Volk trug in den Strahlen der Sonne die bunten Farben der andalusischen Tracht zur Schau.

In den großen Theatern, auf welchen die Grisi, Lablache, die Rachel und Macready glänzen, füllt sich das Haus nur, wenn zufällig der Lieblingskünstler auftritt; dem barbarischen Schauspiel aber, welches in diesem großen Circus vorgeht, ist noch nie eine solche Demüthigung zu Theil geworden.

Der Kampfplatz wurde geräumt und die Picadores erschienen auf ihren unglücklichen Pferden, die mit gesenkten Köpfen und trübem Blick aussahen wie Opfer, die zur Schlachtbank geführt werden, und das waren sie ja in der That.

Beim bloßen Anblicke dieser armen Thiere, deren Schicksal er ahnte, verwandelte sich Stein's bisherige Unbehaglichkeit in schmerzliches Mitleid. In den vom Bürgerkriege verheerten Provinzen der Halbinsel, die er bis jetzt durchreist, hatte er keine Gelegenheit gehabt, diesen großen National- und Volksfesten, in welchen sich die glänzende und gewandte maurische Kampfweise mit der wilden Unerschrockenheit des gothischen Stammes vereinigt, beizuwohnen.

Er hatte aber davon reden hören und wußte, daß der Erfolg eines Stiergefechtes in der Regel nach der Anzahl von Pferden berechnet wird, die dabei auf dem Platze bleiben. Sein Mitleid galt daher vornehmlich den unglücklichen Thieren, die, nachdem sie ihren Herren große Dienste geleistet, den Glanz ihrer äußern Erscheinung erhöht, ihnen vielleicht das Leben gerettet, statt aller Belohnung, nachdem Alter und Uebermaß der Arbeit ihre Kräfte erschöpft, zu einem qualvollen Tode verurtheilt werden, den ein Raffinement der Grausamkeit sie zwingt, selbst zu suchen, einen Tod, den sie instinktmäßig ahnen, gegen den sich einige sträuben, während andere mit größerer Ergebung oder aus größerer Schwäche ihm geduldig entgegengehen, um ihre Qual abzukürzen. Auch das verhärtetste Herz müßte bei den Martern dieser armen Thiere brechen, aber die Liebhaber dieser Schauspiele haben nur Augen, Aufmerksamkeit und Gefühl für den Stier. Sie sind in einer Art von wahrer Berückung befangen und diese theilt sich vielen Ausländern mit, die sonst gegen Spanien und insbesondere gegen dieses barbarische Vergnügen sehr eingenommen sind. Ueberdies müssen wir eingestehen, und wir gestehen es mit Schmerz: in Spanien ist das Mitleid mit den Thieren, insbesondere bei den

Männern, im Allgemeinen mehr eine Sache der Theorie als der Praxis. In den niedern Classen ist es gar nicht vorhanden.

Die Stiergefechte sind ein Vergnügen für die Ausländer, die einen ganz verdorbenen Geschmack haben oder, nachdem sie alle Genüsse des Lebens bis zum Ekel durchgekostet, nach einer Aufregung lechzen, wie Wasser, das gefrieren will, nach einer belebenden Umschüttelung; oder für die große Masse der Spanier, die viel Energie, aber wenig Sentimentalität besitzen und überdies von Jugend auf an derartige Schauspiele gewöhnt sind. Viele gehen auch aus Gewohnheit hin, Andere, besonders die Frauen, um zu sehen und gesehen zu werden, für noch Andere, welche Stiergefechte besuchen, sind dieselben kein Vergnügen, sondern eine Pein, aber sie harren aus, dank dem fleischlichen Antheil, womit unsere menschliche Natur nur zu reichlich begabt ist.

Die drei Picadores grüßten den Vorsitzenden. Ihnen voran gingen die Banderilleros*) und die Fußkämpfer, prächtig gekleidet und mit Mänteln von lebhaften und glänzenden Farben. Allen voran

*) So heißen Diejenigen, die den Stier reizen müssen, indem sie kleine Wurfpfeile, die mit bunten Bändern geziert sind, nach ihm schleudern.

schritten die Hauptkämpfer mit ihren Ersatzmännern, in noch kostbareren Anzügen als die Vorigen.

„Pepe Vera! da ist Pepe Vera!“ rief die Menge. „Der Schüler von Montes! Ein stattlicher junger Mann! Wie hübsch er ist! Wie schön gewachsen! Welch ein Anstand in seiner ganzen Persönlichkeit! Welch ein fester und ruhiger Blick!“

„Wissen Sie,“ sagte ein junger Mann, der neben Stein saß, „welch eine große Lehre Montes seinen Schülern gibt? Er stößt sie mit untergeschlagenen Armen auf den Stier zu und sagt: Fürchte Dich nicht vor dem Stiere!“

Pepe Vera näherte sich der Schranke. Seine Kleidung war von kirschrothem Atlas mit Achselschnüren und reich mit Silber eingefaßt. Aus den kleinen Taschen seiner Jacke sahen die Zipfel zweier leinener Tücher hervor. Die Weste von reichem Silberstoff und die nette kleine Sammtmütze vervollständigten seinen eleganten, reichen und zierlichen Majoanzug.*)

Nachdem er die Behörden mit großer Gewandtheit und Anmuth gegrüßt hatte, stellte er sich, wie die übrigen Kämpfer, auf den ihm zukommenden Platz.

*) Majos heißen bekanntlich die Stutzer der mittlern und niedern Volksclassen, die sich in die andalusische Nationaltracht kleiden.

Die drei Picadores stellten sich in gleicher Entfernung von einander nahe an der Schranke auf. Die Matadors und die Fußkämpfer waren auf dem Kampfplatze umher zerstreut. Ein tiefes, allgemeines Schweigen erfolgte, als hätte die noch kurz zuvor so lärmende Menschenmasse plötzlich die Fähigkeit zum Athmen verloren.

Der Alcalde gab das Zeichen, die Trompeten ertönten, und wie bei den Posaunenklängen des jüngsten Gerichts erhob sich Alles. Da öffnete sich wie durch Zauber die große Thür des Stierstalles, der Loge der Behörden gegenüber. Ein rothbrauner Stier stürzte sich in die Arena und wurde mit einem allgemeinen Sturme von Schreien, Pfeifen, Scheltworten und Applaus empfangen. Bei dem furchtbaren Lärmen stand der Stier still, erhob den Kopf und schien mit seinen flammenden Augen zu fragen, ob alle diese Herausforderungen an ihn gerichtet wären, an ihn, den gewaltigen Kämpfer, der bis dahin großmüthig seinen kleinen und schwachen Feind, den Menschen, geschont hatte. Er recognoscirte das Terrain und wandte schnell den Kopf drohend nach beiden Seiten. Noch schwankte er; immer lauter und durchdringender wurde das Pfeifen, und mit einer Schnelligkeit, die bei seiner Größe

und Schwere unmöglich schien, stürzte er auf den Picador zu.

Als er jedoch den Lanzenstich desselben im Nacken fühlte, wich er wieder zurück. Es war eines jener scheuen Thiere, die in der Sprache der Stierfechter „boyantes“ heißen. Er setzte daher diesen ersten Angriff nicht fort, sondern wendete sich gegen den zweiter Picador.

Dieser erwartete ihn nicht so vorbereitet wie sein Vorgänger, und der Stich war daher weder so senkrecht noch so fest; er traf das Thier, ohne es aufzuhalten. Seine Hörner bohrten sich in den Leib des Pferdes, welches zu Boden fiel. Ein Schrei des Entsetzens erhob sich im ganzen Circus, alle Fußkämpfer umringten sofort die furchtbare Gruppe; aber bereits hatte das wüthende Thier sich seiner Beute bemächtigt und ließ sich in seiner Rache nicht stören. In diesem Augenblicke verschmolz das Geschrei der Menge in einen tiefen Klagelaut, der die ganze Stadt mit Schrecken erfüllt hätte, wenn er nicht vom Stierkampfplatze gekommen wäre.

Die Katastrophe war schrecklich, weil sie sich verlängerte. Der Stier war ausschließlich mit dem Pferde beschäftigt; das Pferd lastete mit seinem Gewichte und seinen krampfhaften Bewegungen auf

dem Picador, der unter den beiden ungeheuern Massen am Boden lag. Da erschien, leicht wie ein Vogel mit glänzendem Gefieder, ruhig wie ein Kind, das Blumen pflücken will, gelassen und lächelnd ein junger Mann, ganz mit Silber bedeckt und wie ein Stern funkelnd. Dieser Jüngling von zarter Gestalt und feinen Gesichtszügen näherte sich dem Stier von hinten, ergriff mit beiden Händen den Schwanz der wilden Bestie und zog sie an sich wie ein Schooßhündchen. Der Stier, überrascht, wendete sich wüthend um und stürzte sich auf seinen Gegner, der ohne sich umzudrehen und immer rückwärts gehend dem ersten Stoße durch eine halbe Wendung nach rechts auswich. Wiederum griff der Stier an und zum zweiten Male wich ihm der Jüngling durch eine Drehung nach links aus, und so ging es fort bis er dicht an der Schranke war. Da verschwand er vor den erstaunten Augen des Thieres und den ängstlichen Blicken des Publicums, das, trunken vor Begeisterung, die Luft mit donnerndem Beifallsgeschrei erschütterte; denn es hat immer etwas Ergreifendes, einen Menschen so ohne Großthuerei, ohne Affectation und ruhigen Gesichts mit dem Tode spielen zu sehen.

„Nun sehe einmal Einer, ob der Montes'

Lehren gut eingenommen hat, ob Pepe Vera mit dem Stiere zu spielen versteht!“ rief der junge Mann, der neben Stein saß, mit einer Stimme, die durch vieles Schreien ganz heiser geworden war, aus.

Des Herzogs Blicke richteten sich auf Marisalada. Seit ihrer Ankunft in der Hauptstadt Andalusiens war dies das erste Mal, wo er eine Bewegung in jenen kalten, unfreundlichen Zügen bemerkte. Bis zu jenem Augenblicke hatte er dieselben nie belebt gesehen. Maria's grob organisirte Natur, die zu gewöhnlich war, als daß das reine Gefühl der Bewunderung darin hätte Platz finden können, und zu gleichgiltig und frostig, um sich dem der Ueberraschung hinzugeben, hatte Nichts einer Bewunderung oder eines Interesses würdig gefunden. Um auf dies harte Metall irgend einen Eindruck hervorzubringen, um irgend Etwas aus ihm zu machen, bedurfte es des Feuers und des Hammers.

Stein war bleich und erschüttert.

„Herr Herzog,“ sagte er mit einer Miene des sanften Vorwurfes: „Ist es möglich, daß Sie hieran Vergnügen finden können?“

„Nein,“ antwortete der Herzog mit freundlichem Lächeln, „ich finde kein Vergnügen daran, aber es interessirt mich.“

Inzwischen hatte man das Pferd aufgerichtet. Das arme Thier konnte nicht auf den Beinen stehen. Aus seinem zerrissenen Leibe hingen die Eingeweide bis auf den Boden herunter. Auch der Picador stand wieder. Voller Wuth gegen den Stier sträubte er sich gegen die Fußkämpfer und wollte mit aller Gewalt in blinder Tollkühnheit und trotz seiner Betäubung durch den Sturz wider aufsteigen und den Angriff fortsetzen. Es war unmöglich, es ihm auszureden, und wirklich bestieg er wieder das arme Schlachtopfer und bohrte ihm die Sporen in die zerfleischten Weichen.

„Herr Herzog," sagte Stein, „ich werde Ihnen vielleicht lächerlich erscheinen, aber es ist mir wirklich unmöglich, diesem Schauspiele länger beizuwohnen. Sollen wir gehen, Maria?"

„Nein," antwortete Maria, deren Seele sich in ihren Augen zu concentriren schien. „Bin ich etwa ein Zieraffe und fürchtest Du, daß ich ohnmächtig werde?"

„Nun denn," erwiederte Stein, „ich werde Dich abholen, wenn der Kampf zu Ende ist."

Damit entfernte er sich.

Der Stier war schon mit einer beträchtlichen Anzahl von Pferden fertig geworden. Das unglückliche Thier, dessen wir eben erwähnt haben, ließ sich

mit herunterhängenden Gedärmen am Zügel nach einer Thür schleppen, durch welche es hinausging. Andere, die nicht hatten wieder aufstehen können, lagen am Boden ausgestreckt und rangen mit dem Tode; dann und wann erhoben sie den Kopf, in welchem sich das Bild des Schreckens malte. Bei diesen Lebenszeichen kehrte der Stier wieder zum Angriff zurück und bohrte von Neuem seine furchtbaren Hörner in die zerschmetterten, aber noch zuckenden Gliedmaßen seines Opfers. Dann ging er, Stirn und Hörner in Blut gebadet, mit herausfordernden Blicken rings um den Circus, bald den Kopf stolz zu den Zuschauerbänken erhebend, wo das Schreien nicht einen Augenblick aufhörte, bald zu den glänzenden Fußkämpfern, die, gleich Meteoren, vor ihm hin- und hersprangen und ihn mit Wurfpfeilen spickten. Dann und wann kamen aus einem zwischen den Zierrathen des Pfeiles verborgenen Netze Vögel herausgeflogen. Wer mag die erste Idee zu diesem seltsamen Contraste gehabt haben? Gewiß war es nicht seine Absicht, die schutzlose Unschuld, die sich ohne Mühe über die Schrecken und die wilden Leidenschaften der Welt erhebt, symbolisch darzustellen. Weit wahrscheinlicher ist es eine jener poetischen Ideen, die auch im härtesten und mitleidslosesten

Herzen des spanischen Volkes von selbst entstehen, wie die Reseda in Andalusien zwischen den Backsteinen und dem Mörtel eines Balcons von selbst erblüht.

Auf ein Zeichen des Präsidenten ertönten wiederum die Trompeten. Es trat für einige Zeit eine Waffenruhe in dem blutigen Kampfe ein und Alles wurde wieder still.

Da schritt Pepe Vera mit einem Degen und einem purpurrothen Mantel in der linken Hand auf die Loge der Stadtbehörden zu. Vor derselben stand er still und grüßte, zum Zeichen, daß er um Erlaubniß bitten wolle, den Stier zu tödten.

Pepe Vera hatte die Anwesenheit des Herzogs bemerkt, dessen Liebhaberei für den Stierkampf bekannt war. Auch die Frau, die an seiner Seite saß, war ihm nicht entgangen, denn diese Frau, an welche der Herzog häufig das Wort richtete, wandte ihre Blicke nicht von dem Matador.*)

Dieser wandte sich an den Herzog und sagte, die Mütze abnehmend: „Ein Hurrah für Ew. Excellenz und das herrliche junge Weib an Ihrer Seite!“ Mit diesen Worten warf er die Mütze mit einer Geberde der Nachlässigkeit, die unnachahmlich war, zur Erde und ging, wohin seine Pflicht ihn rief.

*) So heißt der, welcher den Stier tödtet.

Die Fußkämpfer sahen ihn aufmerksam an, bereit, seine Befehle auszuführen. Der Matador wählte den Platz aus, der ihm der geeignetste schien, und nachdem er seinen Genossen denselben bezeichnet hatte, rief er ihnen zu:

„Hier!"

Die Fußkämpfer liefen auf den Stier zu, um ihn zu reizen, und indem dieser sie verfolgte, sah er sich plötzlich Pepe Vera grade gegenüber, der ihn festen Fußes erwartete. Das war der feierliche Augenblick des Stiergefechtes. Ein tiefes Schweigen folgte dem tobenden Lärmen und den lebhaften Zurufen der Aufmunterung, womit noch kurz zuvor der Hauptkämpfer überschüttet worden war.

Beim Anblicke des kleinen Feindes, der seiner Wuth gespottet hatte, hielt der Stier inne, wie um zu überlegen. Ohne Zweifel fürchtete er, er möchte ihm zum zweiten Male entwischen. Jeder, der in diesem Augenblicke in den Circus getreten wäre, hätte nicht geglaubt, einer öffentlichen Lustbarkeit beizuwohnen, sondern einer religiösen Feierlichkeit. So tief war das Schweigen!

Die beiden Gegner betrachteten einander.

Pepe Vera bewegte die linke Hand. Der Stier drang auf ihn ein, aber nur durch eine leichte Be-

wegung wich Pepe dem Stoß aus, und indem er immer wieder Stellung nahm, während der Stier sich zu neuem Stoß anschickte, richtete er den Degen dergestalt zwischen die beiden Schulterblätter des Thieres, daß dasselbe, seinen Angriff fortsetzend, sich selbst mit aller Kraft die ganze Klinge bis an's Heft in den Leib rannte. Und todt stürzte es nieder.

Der allgemeine Sturm von Geschrei und Beifallklatschen, der da im ganzen Umkreise des Platzes sich erhob, ist unmöglich zu beschreiben. Nur Diejenigen, welche öfters derartigen Schauspielen beiwohnen, sind im Stande, sich eine Vorstellung davon zu machen Zu gleicher Zeit fiel die Militärmusik ein.

Pepe Vera durchschritt mitten in jenen wahnsinnigen Ergüssen leidenschaftlicher Bewunderung, jener einstimmigen Ovation, ruhig den Circus, zum Zeichen der Dankbarkeit rechts und links mit dem Degen grüßend, ohne daß ein Triumph, um den mehr als ein römischer Kaiser ihn beneidet hätte, ein Gefühl der Ueberraschung oder des Stolzes in seiner Brust erregte. Er grüßte die Stadtbehörde und darauf den Herzog und das „herrliche junge Weib.“

Der Herzog steckte Marien verstohlen einen Beutel mit Goldstücken zu; diese wickelte ihn in ihr Taschentuch und warf ihn auf den Platz.

Als Pepe Vera eine Verbeugung des Dankes machte, begegneten die Blicke seiner schwarzen Augen denen Maria's. Bei der Erwähnung dieses Blickwechsels würde ein classischer Schriftsteller*) sagen, Amor habe die beiden Herzen eben so sicher getroffen, wie Pepe den Stier. Wir, die wir nicht so kühn sind, uns jener strengen und unduldsamen Schule zuzuzählen, sagen schlechthin: beide Naturen waren dazu gemacht, sich zu verstehen und mit einander zu sympathisiren, und sie verstanden sich und sympathisirten auch wirklich.

Pepe Vera war in der That bewundernswürdig gewesen. Alles, was er in jener Stellung zwischen Tod und Leben gethan hatte, das hatte er mit einer Gewandtheit, Ruhe und Anmuth gethan, die sich auch keinen Augenblick verleugneten. Dazu be-

*) Der deutsche Leser hat zu beachten, daß die Verfasserin hier von jenen spanischen Schriftstellern spricht, die sich im Gegensatze zu der sogenannten nationalen Schule gern die classischen nennen. Danach sind ihre folgenden Worte zu verstehen.

darf es außer eines festen Charakters und eines verwegenen Muthes noch eines Grades von Begeisterung, den nur vierundzwanzigtausend Augen, die zusehen, und vierundzwanzigtausend Hände, die Beifall klatschen, erzeugen können.

Drittes Capitel.

Während der Scenen, die wir im vorigen Capitel zu beschreiben versucht haben, ging Stein um die Stadt Sevilla herum in der Richtung ihrer alten Mauern, die, wie folgende Inschrift über dem Jerezthore besagt, von Julius Cäsar erbaut worden sind:

„Herkules hat mich erbaut;
Julius Cäsar hat mich mit hohen Mauern
und Thürmen umgeben;
Der heilige König mich erobert
mit Hilfe von Garci-Perez de Vargas.

Sich zur Rechten wendend ging Stein vor dem Kloster del Populo vorbei, das jetzt in ein Gefängniß verwandelt ist; dicht dabei erblickte er das schöne Thor von Triana, weiterhin das „Königsthor," durch welches Ferdinand der Heilige und mehrere Jahrhunderte später Philipp II. seinen Einzug hielt.

Vor demselben steht das Kloster San Laureano, wo Fernando Colon, Sohn des unsterblichen Christoph Columbus, eine Schule gründete und seine Sternwarte errichtete. Dann ging er vor der Puerta de San Juan und der Puerta de la Barqueta vorüber, an welche sich so viele Erinnerungen knüpfen. In einiger Entfernung, am Flußufer, erblickte er das prachtvolle Kloster des heiligen Hieronymus, dessen Bildsäule, die für eine der vollkommensten gilt, welche aus den Händen eines Künstlers hervorgegangen sind, heute den Hauptsaal des Museums ziert.

Hierauf sah er San Lazaro, das Hospital der Aussätzigen und das große und prachtvolle „Hospital der fünf Wunden Jesu," gewöhnlich das Hospital des Blutes genannt, ein Meisterwerk von Enriquez de Rivera, auf welches Millionen verwandt sind, und dessen Patronat die Mildthätigkeit und der Gemeinsinn des Gründers Demjenigen aufbehalten hat, der es dereinst vollenden wird.

Er sah das Thor von La Macarena, das nach Einigen seinen Namen von einer Tochter des Herkules führt, der Julius Cäsar es weihete, nach Andern von einer maurischen Prinzessin, die dort einen Palast hatte. Peter der Grausame zog mehrmals als Sieger durch dasselbe ein, ebenso auch sein Bruder

Don Fedrique, als derselbe Peter ihn seiner Rachsucht opferte. Hierauf ging er vor dem Cordovaischen Thore vorbei, über welchem man noch, in eine Capelle verwandelt, den engen Käfig sieht, in welchem der heilige Hermenegild, auf Befehl seines Vaters, des Gothenkönigs Leovigild, um's Jahr 586 eingesperrt saß und den Märtyrertod erlitt. Dem Thore gegenüber steht das Capuzinerkloster, auf demselben Flecke, den der Sage nach die älteste Kirche Spaniens, die der heilige Jakob, der Apostel, gründete, einnahm, obwohl Saragossa diesen Ruhm der Stadt Sevilla streitig macht. Weiterhin sah er das Dreifaltigkeitskloster auf der Stelle, wo früher die römischen Gefängnisse standen, und das Souterrain, in welchem die heiligen Jungfrauen Justa und Rufina, die Schutzpatroninnen der Stadt, gefangen saßen. In diesem Souterrain ist ein Altar errichtet, dessen Mittelpunkt die Marmorsäule bildet, an welche die Heiligen angebunden wurden, und in welche sie mit ihren schwachen Fingern ein Kreuz gruben, das noch zu sehen ist.

Jenseits der Thore del Sol und del Osario fand er das Thor von Carmona, eins der schönsten der Stadt, von welchem, parallell mit der Wasserleitung, die Sevilla mit Wasser versorgt, die große

Heerstraße ausgeht, welche die ganze Halbinsel der Länge nach durchschneidet, indem sie wie eine Ziege die steilen Höhen von Despeñaperros überspringt. An dieses Thor knüpft sich eine Anekdote, welche die edeln Sevillaner jener Zeit trefflich charakterisirt. Im Jahre 1540 zogen die Sevillaner aus diesem Thore Gibraltar zu Hilfe. Don Rodrigo de Savedra trug die Stadtfahne, aber das damalige Thor war so niedrig, daß die Fahne nicht hindurch konnte, ohne gesenkt zu werden. Don Rodrigo ließ sich daher an Stricken über das Thor hinwegziehen, und ertrug lieber diese Unbequemlichkeit, um seine edle Fahne nicht zu demüthigen.

Zur Linken liegen die großen und freundlichen Vorstädte San Roque und San Bernardo mit dem „Königsgarten," der so heißt, weil er einem Maurenkönige, Namens Ben-Joar, gehört hat. Stein gelangte nun an das „Fleischthor," an welchem die schöne Cavalleriecaserne steht. Zur Rechten ließ er das elegante Ferdinandsthor, welches im Jahre 1760 erbaut worden ist, zu gleicher Zeit mit der dicht daneben liegenden prachtvollen Tabacksfabrik, deren Kosten sich auf siebenunddreißig Millionen Realen beliefen; zur Linken den Kirchhof, dessen Schlund der Tod fortwährend beschäftigt ist zu füllen, wie

die Danaiden ihr Faß, und gelangte so zu den schönen Spatziergängen, die gleich Blumensträußen die Stadt und die blühenden Ufer des Guadalquivir schmücken.

Der einzige Ton, der das Schweigen der schönen Promenade de la Delicias unterbrach, war der Gesang, womit die Vögel von der untergehenden Sonne Abschied nahmen. Der Fluß war so spiegelglatt, daß man ihn für zugefroren hätte halten können, hätte der Flügel eines über die Oberfläche hinstreifenden Vogels oder der Sprung eines muntern Fisches ihn nicht zuweilen gekräuselt. Auf dem entgegengesetzten Ufer erhob sich das Kloster de los Remedios mit seinem Kranze von Cypressen, die ihre Wipfel stolz erhoben, ohne zu sehen, daß das Gebäude in tiefen Spalten klaffte, wie eine verlassene Pflanze dahin welkt, wenn keine Hand da ist, sie zu bewässern. Die Schatten der Dämmerung fingen an, sich über die Stadt auszubreiten, während die schöne, kolossale Broncestatue, den Glauben darstellend, die sich oben auf der Spitze der Giralda erhebt, in den letzten Strahlen der Sonne glänzte, feurig wie der Ruhm der großen Männer, welche sie dort als Hauptschmuck der ungeheuern Basilika hinstellten. Die Kosten derselben bestritten die Domherren der Kathedrale im Jahre 1401 aus ihrer Tasche, indem sie

sich und ihre Nachfolger, ohne Unterschied der Person, mehr als ein Jahrhundert lang zu gemeinschaftlichem Leben verpflichteten, um alle ihre Einkünfte auf die Erbauung dieses Gotteshauses zu verwenden. Nicht ein Einziger schloß sich von dieser, in der Geschichte der Künste beinahe beispiellosen Uebereinkunft aus. Ein herrliches Beispiel von Selbstverleugnung, religiöser Begeisterung und Kunstsinn und eine würdige Ausführung des denkwürdigen Beschlusses, durch welchen der Bau der Kirche verfügt wurde, und den wir nicht umhin können, hier anzuführen: „Wir wollen,“ so lautete derselbe, „eine so schöne und so große Kirche bauen, daß sie in der Welt ihres Gleichen nicht haben soll und die Nachwelt uns für wahnsinnig hält.“

Zur Rechten Stein's erhob sich der runde „Goldthurm,“ der nach Einigen seinen Namen dem Umstande verdankt, daß er in frühern Zeiten zur Aufbewahrung des von Amerika kommenden Goldes diente. Diese Ableitung ist indessen nicht erweislich, weil er seinen Namen schon vor der Entdeckung der neuen Welt führte. Wahrscheinlicher stammt derselbe von den gelben Fliesen, mit welchen der Thurm bekleidet war und von denen einige jetzt noch vorhanden sind. Dieser sehr alte, lange vor der christ-

lichen Zeitrechnung erbaute Thurm, an welchen sich so viele heroische Erinnerungen knüpfen, steht dort zwischen den bunten Flaggen der Schiffe, den lichten Dunstwölkchen, den gestern angelegten Spaziergängen und den heut' erblühten Blumen, auf seinem Grundsteine, der die Jahrhunderte nach Dekaden zählt, wie die Keule des Herkules inmitten von Kinderspielzeug.

Unter jenen Erinnerungen ist eine zwar von geringer Bedeutung, aber historisch, die oftmals unser Lächeln erregt hat (etwas Seltenes, wenn man die Annalen der Welt durchblättert), andererseits aber den Mann, von dem wir reden wollen, den König Peter, dessen Andenken dort, nächst dem Könige Ferdinand des Heiligen, am populärsten ist, vortrefflich charakterisirt.

In der Nähe des Goldthurmes ist ein Hafendamm, den die Stiftsherren, zur Zeit des Baues der Kathedrale, zur bequemern Ausschiffung der Materialien für dieselbe aufführen ließen, und wo sie von Allen, die dort landeten, ein Hafengeld erhoben. König Peter, der Geld brauchte, bemächtigte sich dieses Fonds unter dem Titel einer Zwangsanleihe. Wie es scheint, hatte der König, der noch jung war, in Schuldsachen ein sehr schwaches Gedächtniß, denn

das Capitel wollte die Schuld gerichtlich eintreiben. Aber wo war der Gerichtsschreiber, der kühn genug gewesen wäre, vor König Peter mit einer solchen Eröffnung in der Hand zu erscheinen? Der Gerichtshof nahm seine Maßregeln und kam zu folgendem Entschlusse. Eines Tages als der König in der Nähe des genannten Dammes spazieren ritt, sah er einen Kahn kommen, der in ehrerbietiger Entfernung von seiner Person still hielt. In diesem Kahne saß eine Art von Rabe oder großem schwarzem Vogel von unheilverkündendem Aussehen. Der König erschrak über diese Erscheinung auf dem Flusse, denn die Schwarzröcke pflegen dem Mars eben so wenig hold zu sein, wie dem Neptun. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er eine scharfe Stimme vernahm, die zu ihm sprach: „König Peter, wir kündigen Dir hiermit an..." Mehr konnte er nicht sagen, weil der König mit funkensprühenden Augen sein Schwert zog, seinem Pferde die Sporen gab und, ohne zu wissen was er that, in's Wasser sprengte. Wie groß war der Schrecken des schwarzen Vogels! Er ließ die Papiere fallen, ergriff das Ruder und machte sich aus dem Staube. Wahrscheinlich zollte das Volk, welches eben so sehr den verwegenen Muth bewundert, wie es juristische Kniffe haßt, dieser

That enthusiastischen Beifall. Wir, die wir Alles, was groß ist, und wäre es auch der Zorn eines Königs, lieben, haben diese Anekdote erzählt, weil die eigentlichen schwarzen Vögel, das heist die, deren Zunge und Federn vergiftet sind, sich späterhin mit ihren gewöhnlichen Waffen, Ränken und böser Nachrede, gerächt und das Unglück verleumdet haben.

Armer Don Pedro! Er war vielleicht böse, weil er unglücklich war. Seine Grausamkeit war eine Wirkung der Erbitterung; aber er besaß Verstand, Energie und ein Herz, das lieben konnte.

Stein, den Kopf in die Hände gestützt, weidete seine Augen an dem prachtvollen Anblicke, der sich ihm darbot, und athmete mit Entzücken die reine und balsamische Luft ein. Von Zeit zu Zeit entriß ihn ein lang dauerndes lebhaftes Geschrei seinem süßen Entzücken und berührte schmerzlich sein Herz. Es war das Schreien vom Stierkampfplatze.

„Mein Gott!“ sagte er, des Krieges gedenkend, zu sich selbst, „ist's möglich, daß man das Ruhm nennt, und dies,“ setzte er mit Anspielung auf die Stiergefechte hinzu, „ein Vergnügen?“

Viertes Capitel.

Marisalada widmete nun ihre ganze Zeit ihrer Ausbildung in der Kunst, welche ihr eine glänzende Zukunft, eine ruhmvolle Laufbahn und eine Lage versprach, wie sie ihrer Eitelkeit schmeicheln und ihrer Neigung zum Aufwande Genüge leisten konnte. Stein wurde nicht müde, ihre Ausdauer im Studium und ihre außerordentlichen Fortschritte zu bewundern.

Der Zeitpunkt, wo sie in die große Welt eingeführt werden sollte, hatte sich jedoch in Folge einer Krankheit des Sohnes der Gräfin verzögert.

Von den ersten Krankheitssymptomen an hatte Letztere Alles um sich her vergessen, ihre Abendgesellschaften, ihren Putz, ihre Vergnügungen, Marisalada und ihre Freunde, vor Allem aber den eleganten jungen Obersten, von dem wir oben gesprochen haben.

Für diese Mutter existirte Nichts in der Welt als ihr Sohn, an dessen Bett sie vierzehn Tage weinend und betend, ohne Essen und Schlaf zugebracht hatte. Die Zähne des Kindes konnten nicht durch das geschwollene und schmerzende Zahnfleisch brechen. Der Herzog rieth der betrübten Mutter, Stein zu consultiren; dies geschah, und der geschickte Deutsche rettete den Knaben durch einen Einschnitt in das Zahnfleisch. Von dem Augenblick an wurde Stein der Freund des Hauses. Die Gräfin schloß ihn in ihre Arme und der Graf belohnte ihn fürstlich. Die Marquise erklärte ihn für einen Heiligen und der General gestand, daß es auch außer Spanien gute Aerzte geben könne. Rita ließ sich trotz ihrer Schroffheit herab, ihn über ihre Migräne zu consultiren, und Raphael erklärte, er werde sich eines schönen Tages den Hirnschädel zerbrechen, nur um das Vergnügen zu haben, von dem „großen Friedrich" geheilt zu werden.

Nachdem das Kind der Gräfin vollkommen wiederhergestellt war, erschien der von Letzterer zum Empfange Maria's festgesetzte Abend. Einige Gäste hatten sich bereits eingestellt, als Raphael Arias rasch eintrat.

„Cousine," sagte er, „ich komme, Dich um

eine Gefälligkeit zu bitten; schlägst Du mir sie ab, so stürze ich mich grades Weges — in mein Bett, unter dem Vorwande furchtbarer Kopfschmerzen."

„Jesus!" erwiederte die Gräfin, „wodurch kann ich einem solchen Unglücke vorbeugen?"

„Du sollst es gleich erfahren," fuhr Raphael fort. „Gestern erhielt ich einen Brief von einem meiner Cameraden von der Gesandtschaft, dem Vicomte von Saint-Leger."

„Nimm ihm das Saint und den Vicomte und nenne ihn Leger schlechtweg," unterbrach ihn der General.

„Gut," sagte Raphael. „Mein Freund also, der, wie mein Onkel will, weder ein Vicomte noch ein Heiliger sein soll, empfiehlt mir einen italienischen Fürsten."

„Einen Fürsten? Ei sieh 'mal," sagte der General gedehnt. „Warum denn die Dinge nicht bei ihrem Namen nennen? Es wird wohl ein Carbonari, ein Propagandist, eine wahre Landplage sein. Und wo ist jener Fürst her?"

„Das weiß ich nicht," erwiederte Raphael, „ich weiß nur, daß die Karte folgendermaßen lautet: Ich werde Ihnen verpflichtet sein, wenn Sie den von mir Empfohlenen mit den schönsten und liebenswürdigsten Frauen, der ausgewähltesten Gesellschaft

und den sehenswerthesten Alterthümern des schönen Sevilla, dieses Gartens der Hesperiden, bekannt machen."

„Gartens des Alçacar," will er wahrscheinlich sagen," bemerkte die Marquise.

„Wahrscheinlich," fuhr Raphael fort. „Als ich mich mit dieser Arbeit beauftragt sah, ohne zu wissen, welchem Heiligen ich mich empfehlen sollte, kam mir der herrliche Gedanke, meine Zuflucht zu meiner Cousine zu nehmen und sie um Erlaubniß zu bitten, den Fürsten in ihre Abendgesellschaften einzuführen; denn auf diese Weise kann er die schönsten und liebenswürdigsten Frauen, die auserwählteste Gesellschaft und," fügte er mit leiser Stimme, auf den L'Hombretisch deutend, hinzu, „die sehenswerthesten Alterthümer von Sevilla kennen lernen."

„Bedenke, daß meine Mutter hier ist," sagte die Gräfin leise, indem sie wider Willen lachen mußte, „Du bist ein unverschämter Mensch. — Es wird mir großes Vergnügen machen, ihn bei mir zu sehen," fügte sie laut hinzu.

„Gut, sehr gut!" rief der General aus, heftig die Karten mischend. „Sie anstaunen, ihnen die Thüren sperrangelweit öffnen, sie am Gängelbande

führen! Sie werden sich auf Eure Kosten amüsiren und sich nachher über Euch lustig machen."

„Glauben Sie nur, Onkel," antwortete Raphael, „daß wir uns dafür rächen. Es ist sicher, daß die Fremden außerordentlich gut dazu gemacht sind. Einige kommen in der einzigen Absicht, Abenteuer zu suchen, fest überzeugt, daß Spanien das classische Land für dergleichen ist. Voriges Jahr hatte ich Einen auf dem Halse, der von dieser fixen Idee besessen war. Es war ein Irländer, ein Verwandter des Lord W."

„Ja, wie ich ein Verwandter des türkischen Sultans!" sagte der General.

„Der Geist des Helden von La Mancha," fuhr Raphael fort, „hatte sich meines Irländers bemächtigt, den ich den grünen Erin nennen will, weil ich seinen wahren Namen vergessen habe. Eines Abends gingen wir auf dem Herzogsplatze spazieren. Der Himmel verdunkelte sich und es brach plötzlich ein Gewitter aus; ich wollte irgendwo Schutz suchen, er aber spazierte weiter, weil er Lust hatte, ein spanisches Gewitter zu erleben. Auf meine richtige Bemerkung, daß er bis auf die Haut naß werden würde, erwiederte er, Alles, was er an sich habe, sei waterproof, Hut, Mantel, Beinkleider, Handschuhe, Stiefeln, Alles. — Ich überließ ihn seinem Schicksale."

„Ist das glaublich, Raphael?“ sagte die Gräfin.

„Noch mehr, es ist wahrscheinlich,“ sagte der General; „kein Engländer geht jemals zu Bett, ohne irgend eine Ungereimtheit begangen zu haben.“

„Weiter, Raphael, weiter, mein Sohn,“ bat die Marquise, „denn ich sehe schon voraus, der Verwegene wird aus eigener Erfahrung lernen, daß man Gott nicht versuchen darf.“

„Nun, mein Erin,“ fuhr Raphael fort, „ließ sich naß regnen wie die Arche Noah, als plötzlich der Blitz in den Baum schlug, unter welchen er sich gesetzt hatte.“

„Ah! ah!“ riefen Alle, „das ist ein Märchen, eine von Raphael's gewöhnlichen Geschichten.“

„So wahr ich lebe, es ist wahr,“ rief Raphael hitzig aus; „erkundigt Euch, wenn Ihr wollt, bei mehr als hundert Personen, die die Geschichte mit angesehen haben. Ich versichere, daß eine ganze und wirkliche Acacie über meinem armen Erin zusammenstürzte. Zum Glück saß er so, daß der Schlag des Stammes ihn nicht traf, aber er blieb zwischen den Zweigen stecken, wie ein Vogel im Bauer. Vergebens war sein Schreien, vergebens verschwendete er seinen Nationalfluch, vergebens bot er seine Banknoten denjenigen, die ihm zu Hilfe kämen. Er mußte in seinem vegetabilischen Gefängnisse den

5*

ganzen Platzregen aushalten. Endlich zog das Gewitter vorüber und es erschienen wieder Leute in den Straßen. Sie kamen ihm zu Hilfe; aber die Sache war nicht so leicht, man mußte Sägen und Aexte bringen und die dicksten Zweige abschneiden. In dem Maße wie die Wände seines Gefängnisses niederstürzten, kam Stück für Stück die traurige Gestalt des Sohnes Irlands zum Vorschein. Alles water-proof hatte Fiasco gemacht. Seine Arme, seine Haare, die Krempen seines Hutes hingen straff und senkrecht zur Erde herab. Er sah aus wie ein bewimpeltes Schiff bei völliger Windstille. Denkt euch die Witze und Späße, die unsere an und für sich schon zu Spott und Neckerei aufgelegten Sevillaner über den armen Erin ausschütteten. Der gute Mann hatte außer dem Schrecken und dem Platzregen noch ein homerisches Gelächter auszuhalten, von dem er in seinem Vaterlande gar keinen Begriff gehabt hätte. Ich gestehe zu meiner Schande, daß ich zurückgekehrt war, um mich wieder mit ihm zu vereinigen, aber nicht den Muth dazu hatte, sondern mich davon machte."

„Und hatte der Vorfall keine Folgen?" fragte die Marquise; „brachte er ihn nicht zum Nachdenken?"

„Der Unfall hatte keine Folgen, weder in physischer noch in moralischer Beziehung. Die Engländer haben, wie die Katzen, ein siebenfaches Leben. Die einzige Folge war, daß sein Glaube an das water-proof vernichtet wurde. Aber dies war noch nicht das tragischste Abenteuer meines Helden. Eine entschiedene Vorliebe für Räuber hatte ihn nach Spanien gelockt; er wollte um jeden Preis welche sehen. Das Vergnügen, beraubt zu werden, war seine Idee, seine Grille, der Zweck seiner Reise; er würde zehntausend Säcke Kartoffeln darum gegeben haben, José Maria in seiner schönen andalusischen Tracht und mit seinen Knöpfen von Doppeldublonen in der Nähe sehen zu können. Er führte ausdrücklich für ihn einen Dolch mit goldenem Griff und ein Paar Pistolen von Manton bei sich."

„Unsere Feinde zu bewaffnen," rief der General, „das ist ihr Kitzel! Immer dieselben!"

„Da er nach Madrid gehen wollte," fuhr Raphael fort, „und wußte, daß die Diligence so geschmacklos war, eine Escorte mitzunehmen, so beschloß er, mit dem Courier zu reisen. Alle meine Gegengründe waren vergeblich. Er reiste wirklich ab, und jenseits Cordova wurden seine heißen Wünsche erfüllt. Er begegnete Räubern, aber nicht Räubern

von gutem Ton, nicht fashionabeln Räubern wie José Maria, der auf seinem feurigen Fuchs die glänzendste Figur von der Welt macht, sondern ganz gewöhnlichen und gemeinen Räubern zu Fuß. Nun wißt ihr, was das in England sagen will: gemein. Kein Pestkranker, kein Aussätziger flößt einem Engländer einen solchen Schauder ein, wie das Gemeine. Gemein! Bei diesem Worte bedeckt Albion sich mit seinem dichtesten Nebel, die Dandies verfallen in den schwärzesten Spleen, die Ladys bekommen blue devils, die Misses werden übel und die Putzmacherinnen nervös. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Erin es für eine Herabwürdigung hielt, sich von gemeinen Räubern bestehlen zu lassen, und deshalb vertheidigte er sich wie ein Löwe. Seinen Schatz vertheidigte er jedoch nicht, denn diesen hatte er mir bis zu seiner Rückkunft anvertraut, und das, was er von demselben am meisten in Ehren hielt, war ein Zweig von der Weide, die Napoleon's Grab beschattete, ein Atlasschuh von einer Tänzerin, so groß wie eine Nuß, und eine Sammlung von Carricaturen von seinem Onkel, Lord W."

„Das charakterisirt den Mann," sagte der General.

„Aber ich thue Nichts als schwatzen," sagte Raphael. „Adieu, Cousine; ich gehe."

„Wie? Du gehst und läßt den armen Erin in den Händen der Räuber? Du mußt erst Deine Geschichte vollenden,“ sagte die Gräfin.

„Nun denn,“ fuhr Raphael fort, „so will ich euch in zwei Worten sagen, daß die erbitterten Räuber ihn mißhandelten und ohne Besinnung, an einen Baum gebunden, verließen. Dort fand ihn eine arme alte Frau, die ihn nach ihrer Hütte bringen ließ und ihn daselbst während einer Krankheit, die sein Abenteuer ihm zuzog, wie eine Mutter pflegte. Eine Zeit lang blieb ich ohne Nachricht von ihm, und weil das Sprichwort sagt: Die Hoffnung ist grün, drum frißt sie der Esel, so glaubte ich schon, meinem grünen Erin sei dasselbe Unglück begegnet, als ich einen Brief von ihm erhielt, in welchem er mir den Vorfall erzählte. Er trug mir auf, der Frau, die ihn, ohne die geringste Idee, wer er sein könnte, gerettet und gepflegt hatte (denn als man ihn fand, war er in demselben Anzuge, in welchem seine Mutter ihn gebar) zehntausend Realen zu geben. Die Belohnung war, wie Ihr seht, anständig, denn man muß gerecht sein: Niemand kann leugnen, daß die Engländer großmüthig sind. Aber hier kommt mein Freund Polo, der Dichter, mit einer Elegie

in den Augen. Der Fürst erwartet mich. Ich eile und sollt' ich fallen."

Damit verschwand er.

„Jesus!" sagte die Marquise, „der Raphael macht mich übel; es ist, als ob er aus Eidechsenschwänzen zusammengesetzt wäre. Er bewegt sich so viel, gesticulirt so viel, schwatzt ohne Aufhören und so schnell, daß mir die Hälfte von dem, was er sagt, entgeht."

„Du verlierst nicht viel," sagte der General.

„Nun, ich," fügte die Gräfin hinzu, „würde Raphael lieben, weil er mich so sehr belustigt, auch wenn ich ihn nicht schon seines Werthes wegen liebte."

„Hier, meine liebe Gracia," sagte Heloise eintretend und die Gräfin umarmend, „hier hast Du Alexander Dumas' Reise durch das südliche Frankreich."

Die Gräfin nahm die Bücher. — Polo und Heloise begannen über die Werke dieses Schriftstellers ein gelehrtes Gespräch, mit dessen Lectüre wir den Leser verschonen, der uns dafür dankbar sein wird.

„Armer Dumas!" sagte die Gräfin zum Obersten.

„Arm?" rief der Oberst aus. „Arm nennen sie einen Mann, der reich ist, dem Alles den Hof

macht und Beifall klatscht? Vielleicht deswegen, weil man ihn bisweilen kritisirt?"

„Weil man ihn kritisirt?" antwortete die Gräfin; „nein, gewiß nicht, auch ich nehme mir bisweilen diese Freiheit. Jeder, der vor das Publicum tritt, gibt demselben das Recht dazu. Ich nenne ihn nicht arm, wenn ich ihn kritisiren höre, ich nenne ihn arm, wenn ich so manches Lob höre, das ihm gespendet wird."

„Und warum, Gräfin? Lob ist immer schmeichelhaft."

„Ich kann mich," sagte die Gräfin, „nicht gut anders ausdrücken, als durch einen Vergleich, weil ich nicht so beredt bin wie Heloise. Vor einiger Zeit besuchte uns eine unserer Verwandten aus Jerez, eine sehr fromme Frau, deren Mann ein großer Kunstfreund ist. Das Erste, was ich Ihnen zeigen wollte, war natürlich unsere schöne Kathedrale. Unterwegs schloß sich uns, ohne daß wir uns von ihm losmachen konnten, ein anderer Jerezer an, ein sehr gewöhnlicher, aber sehr reicher Mann, und wir mußten uns seine Begleitung gefallen lassen. Beim Eintritt in das unvergleichliche Gebäude blickte meine Cousine in die Höhe, faltete die Hände, schritt schnell durch das Schiff und kniete in Thränen gebadet vor

dem hohen Altare nieder. Ihr Mann war wie verzückt und konnte nicht einen Schritt vorwärts thun. Der Geldbrotz aber rief aus: Eine schöne Besitzung! Was würde das für einen schönen Laden geben! — Verstehen Sie, was ich sagen will?"

„Gewiß," antwortete der Oberst lachend, „ein albernes Lob ist schlimmer als ein Tadel, das sagt ja schon Iriarte's*) Fabel:

Schlimm ist's, wenn ein Verständ'ger tadelt,
Doch schlimmer, wenn ein Dummkopf lobt.

Aber die kleine Geschichte hat ihre gute Dosis von Salz und Pfeffer."

„Das sollte mir sehr leid thun," sagte die Gräfin. „Es ist eine Erinnerung, die mir kam, als ich Dumas' Werke loben hörte. So viel nichtssagende Ausrufungen und nicht ein Wort des Lobes für die Geschichte der Magdalene und des Lazarus, von der ich nicht eine Zeile ohne Thränen lesen kann!"

„Gräfin," sagte der Oberst, „wenn Dumas einmal nach Spanien kommt, so verpflichte ich mich, ihn Ihnen zuzuführen, damit er Ihnen auf seinen Knien für die Art und Weise dankt, wie Sie seine

*) Ein berühmter spanischer Dichter des vorigen Jahrh.

Werke beurtheilen. Würde es Ihnen nicht Vergnügen machen, ihn kennen zu lernen?"

„Im Allgemeinen hat die persönliche Bekanntschaft mit Schriftstellern von großem Verdienst ihr Mißliches."

„Und weshalb, Gräfin?"

„Weil sie gewöhnlich dem Schriffteller seinen Nimbus raubt. Ein Freund von mir, ein Mann von vielem Talent, pflegt zu sagen: Mit den großen Männern ist es umgekehrt, wie mit den Statuen; diese erscheinen größer, jene kleiner, je mehr man sich ihnen nähert. Was mich betrifft, sollte ich einmal Schriftstellerin werden, was wohl möglich wäre, denn wie man zu sagen pflegt: vom Narren und Dichter haben wir Alle ein wenig, so werde ich wenigstens den Vortheil haben, daß man mich hören wird, ohne mich zu sehen, Dank meiner Kleinheit, meinem nicht sehr glänzenden Gefieder und der Entfernung."

„Glauben Sie denn, daß der Verfasser einer der Helden seiner Dichtungen sein müsse?"

„Nein, aber ich möchte ihn nicht gern die Gedanken und Gefühle, die er ausspricht, Lügen strafen sehen; denn dann würde der Zauber zerrinnen, weil ich bei der Lectüre dessen, was mich hingerissen hätte, die Idee nicht loswerden könnte, daß der Mann mit

dem Kopf und nicht mit dem Herzen geschrieben habe.“

„Wie diese Franzosen schreiben!“ sagte inzwischen Heloise, den erwähnten literarischen Streit wieder aufnehmend.

„Was machen diese Kinder der Freiheit nicht vortrefflich?“ erwiederte Polo.

„Aber Señorita,“ sagte der General, „warum lesen Sie denn keine spanischen Bücher?“

„Weil alles Spanische das Gepräge der Albernheit und Stümperei trägt,“ antwortete Heloise. „Wir sind in allen Gebieten und Beziehungen jämmerlich zurück.“

„Was soll denn ein gebildeter Schriftsteller in diesem abscheulichen Lande schreiben,“ fügte Polo, etwas piquirt, hinzu, „wenn wir in Nichts Fortschritte machen und nur nachahmen können? Wie sollen wir unser Land und unsere Sitten schildern, wenn wir nichts Elegantes, nichts Charakteristisches, nichts Gutes darin finden.“

„Es wäre denn,“ fügte Heloise mit geziertem Lächeln hinzu, „daß man gegen die Deutschen mit Citronen und Orangen, gegen die Franzosen mit dem Bolero, gegen die Engländer mit dem Jerezwein großthun wollte.“

„Ach, Heloise," rief Polo begeistert aus, „der Einfall ist so geistreich, daß er, wenn er nicht französisch ist, verdient, es zu sein."

Hiermit sprach Polo, seiner Gewohnheit nach, wieder einen bekannten französischen Witz nach.

Unglücklicher Weise war der General grade Codille geworden und hörte das kostbare Zwiegespräch nicht.

In diesem Augenblicke trat Raphael mit dem Fürsten ein und stellte ihn der Gräfin vor, die ihn mit ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit, aber, nach spanischer Sitte, ohne aufzustehen empfing. Der Fürst war groß und schlank und mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein, hatte aber, obwohl Fürst, nichts Vornehmes, weder in seiner Person, noch in seinen Manieren. Damit war nun die ganze Abendgesellschaft versammelt und alle erwarteten mit Ungeduld die angekündigte Sängerin, nicht ohne große Zweifel in Bezug auf ihr Verdienst.

Major Fly wiegte sich in seinem Sessel neben den jungen Mädchen, und warf ihnen Blicke zu, die eben so mörderisch waren, wie die Stöße seines Rappiers. Sir John hatte seine Lorgnette auf Rita gerichtet, die nicht darauf achtete. Der Baron, der neben einem alten Obergerichtsrathe saß, fragte den=

selben, ob die Mauren ihre Häuser mit Kalk anstrichen.

„Es fehlt mir an Daten, um dies zu beantworten,“ erwiederte der Beamte. „Es ist dies ein Punkt, den Zuniga, Ponz, D. Antonio Morales und Rodrigo Caro ihrer Aufmerksamkeit nicht für würdig gehalten haben.“

„Welch' ein Ignorant!“ dachte der Baron.

„Welch' eine dumme Frage!“ dachte der Obergerichtsrath.

„Sie haben eine reizende Cousine,“ sagte der Fürst zu Raphael.

„Ja,“ erwiederte dieser, „es ist eine Undine von Rosenwasser, die ihre Seele zwar nicht von der Liebe, statt dessen aber von einem Engel empfangen hat.“

„Und der General, der da spielt und so vornehm aussieht?“

„Ist der in Ruhestand versetzte Nestor der Armee. Sie haben in Pompeji keine besser conservirte Antiquität.“

„Und die Dame, mit welcher er spielt?“

„Ist seine Schwester, die Marquise von Guadalcanal, eine Art von Escurial, ein solides Gemisch von monarchischen und mönchischen Gefühlen,

mit einem Herzen, das ein Pantheon von Königen ohne Thron ist."

In diesem Augenblicke hörte man ein starkes Gepolter. Der Major hatte, als er aufstand, um zu Raphael zu gehen, einen Blumentopf umgeworfen.

„Der Major," sagte Raphael, „kündigt seine Ankunft an. Ohne Zweifel seufzt er wie eine Orgel, weil die Damen sich so wenig aus ihm machen."

„Dann müssen sie sehr wählerisch sein," erwiederte der Fürst, „denn der Major ist ein hübscher Mann."

„Das leugne ich nicht," sagte Raphael, „es ist der schönste Simson von der Welt. Aber erstens hat er seine Delila, die binnen sehr kurzer Zeit seine rechtmäßige Gattin sein wird, Dank den Millionen, die ihr Vater an Thee und Opium verdient hat. Sie erwartet ihn im Nebel ihrer Insel, während er sich unter dem schönen andalusischen Himmel amüsirt. Ueberdies, mein Herr Fürst, haben die Ausländer, die nach Spanien kommen, die Grille, zu den Freuden, welche sie genießen wollen, als da sind: das schöne Klima, die Stiergefechte, die Orangen und der Bolero, auch die Eroberungen in der Liebe zu zählen, und gar oft werden sie in ihren Hoffnungen

getäuscht. Wie viele Klagen habe ich schon von Denen gehört, die als Cäsare kamen und als Dariusse wieder weggingen." —

In diesem Augenblicke machten die Gäste, welche an den Thüren des Hofes versammelt waren, Platz, und Maria, vom Herzoge geführt, trat ein; Stein folgte ihnen.

Fünftes Capitel.

Maria, die sich in Bezug auf ihre Toilette von dem Rathe ihrer Wirthin hatte leiten lassen, erschien in sehr geschmacklosem Anzuge. Ein Foulard-kleid, das zu kurz und von den widersprechendsten Farben war, ein unzierlicher Kopfputz mit steifen, hochrothen Bändern, eine Mantille von blauweißem Tüll mit catalonischen Spitzen, worin sie noch brauner aussah — darin bestand ihr Putz, der nothwendig einen schlechten Eindruck machen mußte und auch wirklich machte.

Die Gräfin ging ihr einige Schritte entgegen. Im Vorbeigehen bei Raphael sagte dieser, mit Anspielung auf die Lafontaine'sche Fabel vom Raben, ihr in's Ohr:

„Wenn der Gesang dem Gefieder gleicht, so ist sie der Phönix der Wälder."

„Wie viel Dank sind wir Ihnen schuldig,“ sagte die Gräfin, „daß Sie die Güte haben wollen, unsern Wunsch zu befriedigen und sich bei uns hören zu lassen! Der Herzog hat uns so viel Vortreffliches von Ihnen erzählt.“

Maria ließ sich, ohne ein Wort zu erwiedern, von der Gräfin zu einem zwischen dem Piano und dem Sopha stehenden Stuhle führen.

Rita hatte, um ihr näher zu sein, ihren gewöhnlichen Platz verlassen und sich neben Heloise gesetzt.

„Jesus!“ sagte sie bei Maria's Anblick, „die ist ja schwärzer als ein Maurenmädchen aus Estremadura.“

„Es sieht wahrhaftig aus,“ fügte Heloise hinzu, „als hätte der Böse in eigener Person sie angezogen. Wie ein Judas vom Ostersonnabend! Was halten Sie davon, Raphael?“

„Die Falte zwischen den Augenbrauen gibt ihr ganz das Aussehen eines Einhorns,“ antwortete Arias.

Maria ließ inzwischen nicht das geringste Zeichen von Blödigkeit oder Befangenheit inmitten einer so zahlreichen und glänzenden Gesellschaft blicken; ihre unerschütterliche Ruhe und Sicherheit verleugneten sich nicht einen Augenblick. Mit ihrem forschenden

und durchdringenden Blick, ihrer lebhaften Auffassungsgabe und dem sichern Tacte der Spanierinnen hatte sie in zehn Minuten Alles beobachtet und sich über Alles ein Urtheil gebildet.

„Ich hab's schon heraus!" sagte sie bei sich selbst, indem sie sich von ihren Beobachtungen Rechenschaft gab. „Die Gräfin ist gut und will mich gern glänzen sehen. Die eleganten jungen Damen machen sich lustig über mich und meinen Anzug, der abscheulich sein muß. Für die Fremden, die mich hochmüthig lorgniren, bin ich eine Dorfgans, für die Alten bin ich eine Null. Die Andern bleiben neutral, sowohl aus Achtung vor dem Herzoge, der mein Beschützer ist und die Sache versteht, wie auch um späterhin zu loben oder zu tadeln, je nachdem die Meinung sich für oder gegen mich ausspricht."

Während dieser ganzen Zeit machte die gute und liebenswürdige Gräfin alle nur möglichen Versuche, ein Gespräch mit Maria anzuknüpfen, aber der Lakonismus ihrer Antworten vereitelte ihre guten Absichten.

„Gefällt es Ihnen sehr in Sevilla?" fragte die Gräfin.

„Ziemlich," antwortete Maria.

„Was halten Sie von der Kathedrale?"

„Zu groß."

„Und unsere schönen Spaziergänge?"

„Zu klein."

„Nun, was hat Ihnen denn am meisten gefallen?"

„Die Stiergefechte."

Damit war die Unterhaltung zu Ende.

Nach zehn Minuten des Schweigens sagte die Gräfin:

„Wollen Sie mir erlauben, Ihren Herrn Gemahl zu bitten, daß er sich an's Piano setzt?"

„Wann Sie wollen," antwortete Maria.

Stein setzte sich an's Piano. Maria stellte sich, von dem Herzoge bei der Hand geführt, neben ihn.

„Zitterst Du, Maria?" fragte Stein.

„Weshalb soll ich zittern?" antwortete Maria.

Alles schwieg.

Auf den Gesichtern der Anwesenden konnte man verschiedene Eindrücke beobachten. Beim größern Theile Neugierde und Erstaunen, bei der Gräfin eine gutherzige Theilnahme, an den Spieltischen, oder, wie Raphael sich ausdrückte, im Oberhause, die vollständigste Gleichgiltigkeit.

Der Fürst lächelte verächtlich.

Der Major riß die Augen auf, als ob er mit ihnen hören könnte.

Der Baron schloß die seinigen.

Der Oberst gähnte.

Sir John Burwood benutzte die Pause, um die Lorgnette von den Augen zu nehmen und sie mit seinem Taschentuche abzuwischen.

Raphael entschlüpfte in den Garten, um eine Cigarre zu rauchen.

Stein spielte ohne Ausschmückungen und ohne Künstelei die Einleitung zu Casta Diva. Kaum aber erklang Maria's Stimme, rein, ruhig, sanft und mächtig, als alle Anwesenden wie durch einen Zauberstab berührt schienen. Auf allen Gesichtern malte sich ein Ausdruck von Bewunderung und Ueberraschung.

Der Fürst that unwillkürlich einen Ausruf.

Als der Gesang zu Ende war, brach in der ganzen Gesellschaft ein Sturm einstimmigen Beifalls aus, zu welchem die Gräfin, in ihre zarten Hände klatschend, das Beispiel gab.

„Gott steh' mir bei!" rief der General aus, sich die Ohren zuhaltend. „Es ist ja, als ob wir auf dem Stierkampfplatze wären."

„Laß sie, Leon," sagte die Marquise, „laß sie

sich amüsiren. Besser, als wenn sie über die Nächsten lästerten."

Stein verbeugte sich nach allen Seiten. Maria kehrte wieder zu ihrem Sitze zurück, eben so kalt und unempfindlich, wie sie aufgestanden war.

Hierauf sang sie einige wahrhaft diabolische Variationen, in welchen die Melodie unter einer verworrenen und schwierigen Verbindung von Coloraturen, Trillern und Läufen versteckt war. Sie führte dieselben mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, ohne Anstrengung, ohne Zwang und jedesmal unter steigender Bewunderung aus.

„Gräfin," sagte der Herzog, „der Fürst wünscht einige spanische Lieder zu hören, die man ihm sehr gerühmt hat. Maria ist in diesem Genre ganz besonders stark. Wollen Sie ihr eine Guitarre verschaffen?"

„Mit vielem Vergnügen," antwortete die Gräfin. Sein Wunsch wurde sogleich erfüllt.

Raphael hatte sich neben Rita gesetzt und den Major an Heloisens Seite placirt, die den Engländer zu überzeugen suchte, daß die Spanierinnen in Bezug auf Affectation und Unnatur sich mehr und mehr auf gleiche Linie mit den Ausländerinnen stellen; denn es ist eine bekannte Sache, daß, wer

sclavisch nachahmt, immer die Fehler am besten copirt.

„Was sie für Augen hat!“ sagte Raphael zu seiner Cousine. „Wie schön eingefaßt mit großen schwarzen Wimpern! Sie haben die Farbe und die Anziehungskraft eines Magnets.“

„Du bist wirklich ein Magnet für die Fremden,“ antwortete Rita. „Warum hast Du denn den Major neben Heloise placirt? Höre nur, was für Albernheiten sie ihm sagt. Ich sage Dir, Vetter, Du bekommst immer mehr das Ansehen und das Wesen eines Wörterbuchs.“

„Ei so wollt' ich — !“ rief Raphael aus, mit der geballten Faust auf den Stuhlarm schlagend. „Davon ist hier nicht die Rede, Rita, sondern von meiner Liebe zu Dir, meiner ewigen Liebe. Kein Mann liebt in seinem ganzen Leben mehr als eine Frau *wahrhaft*. Die andern liebt man auf dem Papiere.“

„Das weiß ich wohl,“ sagte Rita. „Das hat mir Luis oft genug wiederholt. Aber weißt Du was? Du wirst immer mehr eine sehr langweilige Repetiruhr.“

„Was bedeutet das?“ rief Heloise, als sie die Guitarre bringen sah.

„Es scheint, wir sollen spanische Lieder bekommen,“ sagte Rita, „und das freut mich unendlich. Ja, das ist etwas Belebendes und Erheiterndes.“

„Spanische Lieder!“ rief Heloise entrüstet aus. „Wie gräßlich! Das ist gut für das Volk, nicht für eine Gesellschaft von gutem Tone. Was fällt denn der Gracia ein? Da haben wir's nun, weshalb die Ausländer mit so vielem Recht sagen, daß wir zurück sind; weil wir unsere Sitten und Neigungen nicht nach den ihrigen richten wollen, weil wir uns darauf gesteift haben, um drei Uhr zu essen, und uns nicht überzeugen können, daß alles Spanische von Grund aus einfältig ist.“

„Aber,“ sagte der Major in schlechtem Spanisch, „ich glaube, Sie thun sehr wohl, indeed, zu sein, wie Sie sind.“

„Wenn dies ein Compliment ist,“ sagte Heloise emphatisch, „so ist es so übertrieben, daß es weit eher wie Spott aussieht.“

„Der italienische Herr,“ sagte Rita, „ist es, der die spanischen Lieder zu hören gewünscht hat. Er ist ein Liebhaber und Kenner, und das beweist, daß sie gehört zu werden verdienen.“

„Heloise,“ fügte Raphael hinzu, „die Barcarolen, die Tiroliennen, der Kuhreigen sind Volks-

lieder anderer Länder, warum sollen unsere Boleros und andere heimathliche Lieder nicht das Vorrecht haben, in die Gesellschaft anständiger Leute zu kommen?"

„Weil sie höchst gewöhnlich sind," antwortete Heloise.

Raphael zuckte die Achseln, Rita schlug ihr gewöhnliches Gelächter auf, der Major verhielt sich still.

Heloise stand auf, schützte Kopfweh vor und ging in Begleitung ihrer Mutter hinaus, indem sie im Weggehen zu derselben sagte:

„Man soll wenigstens wissen, daß es noch junge Mädchen in Spanien gibt, die fein und zartfühlend genug sind, um vor solchen Possen zu fliehen."

„Wie unglücklich wird der Abälard dieser Heloise sein!" sagte Raphael, als er sie hinausgehen sah.

Außer ihrer schönen Stimme und ihrer vortrefflichen Manier besaß Maria, als Kind des Volkes, von Natur die Kunst des andalusischen Gesanges und jene Grazie, die der Fremde nur nach einem langen Aufenthalt in Spanien und nur, wenn er sich, so zu sagen, mit dem Nationalgenius identificirt, verstehen und genießen kann. In dieser Musik liegt wie in den Tänzen eine Fülle von Be-

geisterung, ein so gewaltiger Reiz, eine solche Kette von Ueberraschungen, Klagen, Ausbrüchen der Freude und der Muthlosigkeit, Beweisen von Abneigung und Zuneigung; ein gewisses Etwas, das man fühlt, aber nicht erklären kann, und Alles dies mit solcher Bestimmtheit ausgedrückt, so tactmäßig; Aufregung und Abspannung folgen sich so rasch, daß der Hörer gefesselt, berauscht und hingerissen wird.

Als daher Maria die Guitarre nahm und sang:

„Fern am südlichen Gestade
Sucht mich, wenn Ihr mich verliert,
Wo das Land die braunen Mädchen,
Wo die Fluth das Salz gebiert.“

ging die Bewunderung in Enthusiasmus über. Die jungen Leute schlugen mit den Händen den Tact und riefen wiederholt: „Gut! gut!“ wie um die Sängerin anzufeuern. Die Karten entsanken den Händen der steifen Spieler; der Major wollte dem allgemeinen Beispiele folgen und fing auch an, ohne Sinn und Verstand in die Hände zu klatschen. Sir John versicherte, das sei besser als God save the Queen. Aber den größten Triumph feierte die nationale Musik dadurch, daß die Stirn des Generals sich entrunzelte.

„Erinnerst Du Dich noch, Bruder,“ fragte die

Marquise lächelnd, „als wir den Zorongo und den Tripili sangen?"

„Was ist das, der Zorongo und der Tripili?" fragte der Baron Raphael.

„Das sind," antwortete dieser, „die Urgroßväter des Sereni, der Cachucha und Großväter des Jaca de terciopole des Vito und anderer heutiger Gesangsweisen."

Die erwähnten Eigenthümlichkeiten des nationalen Gesanges und Tanzes können vielleicht geschmacklos erscheinen und würden es gewiß in andern Ländern sein. Um sich ohne Rückhalt den Eindrücken hinzugeben, welche unsere Gesangsweisen und Tänze hervorbringen, bedarf es eines Charakters wie der unsrige; Rohheit und Gemeinheit müssen, wie in unserm Vaterlande, unbekannte Dinge sein, Dinge, die nicht existiren. Ein Spanier kann anmaßend sein, selten aber grob, denn das ist gegen seine Natur. Er lebt zwanglos und folgt seinen Eingebungen, die in der Regel richtig und tactvoll sind. Das ist es, was dem Spanier auch bei einer vernachlässigten Erziehung jene feine Natürlichkeit, jene elegante Freiheit des Benehmens gibt, die seinen Umgang so angenehm machen.

Maria verließ das Haus der Gräfin eben so

bleich und unempfindlich, wie sie es betreten hatte.

Als die Gräfin mit den Ihrigen allein war, sagte sie mit triumphirender Miene zu Raphael:

„Was sagst Du nun, lieber Vetter?“

„Ich sage,“ antwortete Raphael, „daß der Gesang schöner ist, als das Gefieder.“

„Was für Augen!“ rief die Gräfin aus.

„Sie sehen aus,“ sagte Raphael, „wie zwei schwarze Brillanten in einem Etui von Juchtenleder.“

„Sie ist ernst,“ sagte die Gräfin, „aber nicht hochmüthig.“

„Und schüchtern,“ fuhr Raphael fort, „wie eine Taube.“

„Aber welch eine Stimme!“ fügte die Gräfin hinzu, „welch eine göttliche Stimme!“

„Man muß ihr dereinst,“ sagte Raphael, „die Grabschrift setzen, welche die Portugiesen auf ihren berühmten Sänger Madureira gemacht haben:

Der Herr von Madureira liegt begraben
An diesem Ort; kein Sänger sang so schön.
Er starb; so wollte Gott der Herr es haben,
Wo nicht, so wär' es sicher nicht geschehn.
Gott aber braucht' ihn in den Himmelschören,
Drum sprach er: Sing'! Und Madureira sang.
Drauf sagte Gott: Ihr Engel könnt' Euch scheeren,
Die Stimme hier hat einen bessern Klang.“

„Du ewiger Spötter," sagte die Gräfin, „wer entgeht Deiner Schere? Ich will Dich als Spottvogel malen lassen, wie man Paul de Kock als Hahn dargestellt hat."

„Auf die Weise," sagte Raphael im Gehen, „werde ich zu einer männlichen Harpye, was noch den Vortheil hat, daß die Race fortgepflanzt werden kann."

Sechstes Capitel.

Der Sommer war vorüber und der September war gekommen; am Tage war es noch warm wie im Sommer, aber die Nächte waren lang und frisch.

Eines Abends waren die weiten Galerien im Hause der Gräfin verödet. Man sah daselbst nur die Gestalten aus dem alten Testamente, wie Arias die L'Hombrespieler nannte.

„Wie lange sie bleiben!" sagte die Marquise. „Schon halb zwölf und sie kommen noch nicht."

„Die Zeit," sagte ihr Bruder, „wird den Musikfreunden nicht lang, wenn sie in der Oper vor Vergnügen ganz außer sich sind, wie Narren."

„Wer hätte denken sollen," fuhr die Marquise fort, „daß diese Frau schon hinlängliche Studien gemacht hätte und hinlänglichen Muth besäße, um so bald die Bretter zu betreten."

„Wenn man einmal singen kann," sagte der General, „so bedarf es nicht so vieler Studien, wie Du glaubst. Und was den Muth betrifft, so wünschte ich mir nur ein Regiment Grenadiere wie die da, um Numancia und Saragossa zu erstürmen."

„Ich will Ihnen erzählen, was vorgegangen ist," sagte einer der Anwesenden. „Als vor drei Monaten diese italienische Gesellschaft ankam, nahm unsere zukünftige Primadonna auf einige Zeit eine der nächsten Logen an der Bühne. Sie fehlte bei keiner Vorstellung und verschaffte sich auch Zutritt zu den Proben. Der Herzog bewog die erste Sängerin, ihr einige Unterrichtsstunden zu geben, und späterhin den Director, sie für seine Gesellschaft zu engagiren. Jedoch wollte sich der Director nur zu einem Engagement für zweite Rollen verstehen, ein Vorschlag, den sie stolz zurückwies. In Folge einer jener Zufälligkeiten, die immer den Kühnen begünstigen, wurde die Primadonna gefährlich krank, und die Schützlingin des Herzogs erbot sich, ihre Stelle zu vertreten. Wir werden sehen, wie sie diese Aufgabe löst."

In diesem Augenblicke trat die Gräfin, lebendig und strahlend wie das Tageslicht, von einigen Gästen begleitet, in den Saal.

„Mutter, welch ein Abend!“ rief sie aus. Welch ein Triumph! Wie schön, wie herrlich!“

„Willst Du mir nicht sagen, Nichte, von was für einer Wichtigkeit es ist und was für eine Wirkung es haben kann, wenn irgend eine Gans, die eine gute Kehle hat, auf der Bühne hübsch singt, daß Dich das so in Aufregung und Begeisterung versetzen kann, als wenn es eine Heldenthat oder eine erhabene Handlung wäre?“

„Bedenken Sie doch, Onkel,“ erwiederte die Gräfin, „den Triumph für uns, den Ruhm für Sevilla, die Wiege einer Künstlerin zu sein, welche die Welt mit ihrem Ruhm erfüllen wird.“

„Wie der Marquis de la Romana,“ entgegnete der General, „wie Wellington oder wie Napoleon? Nicht wahr, Nichte?“

„Ei, Señor,“ sagte die Gräfin, „hat denn die Fama nur eine Kriegsdrommete? Wie göttlich hat diese unvergleichliche Frau gesungen! Mit welchem edeln, eleganten Anstande erschien sie auf der Bühne! Sie ist ein Wunder. Und dann, wie ging die Begeisterung von dem Einen auf den Andern über! Ich übrigens freute mich schon, den Herzog so zufrieden zu sehen, Stein so bewegt . . . .“

„Der Herzog,“ sagte der General, „sollte an andern Dingen Gefallen finden.“

„General,“ sagte der Gast, der vorher gesprochen hatte, „das sind menschliche Schwächen. Der Herzog ist jung.“

„O!“ rief die Gräfin aus, „es gibt nichts Schändlicheres, als Schlimmes argwohnen oder argwohnen lassen, wo es nicht existirt. Die Welt steckt Alles mit ihrem Pesthauch an. Ist es nicht allbekannt, daß der Herzog, nicht zufrieden, selbst die Künste zu treiben, auch Künstler und Gelehrte und Alles, was zum Fortschritte der Intelligenz dienen kann, beschützt? Und ist sie nicht überdies die Frau eines Mannes, dem der Herzog so viel verdankt?“

„Nichte,“ erwiederte der General, „das Alles ist sehr vortrefflich und gut, reicht aber nicht hin, um Dinge, die verdächtig aussehen, zu rechtfertigen. In dieser Welt ist es nicht genug, tadellos zu *sein*, man muß es auch *scheinen*. Grade weil Du jung und hübsch bist, solltest Du Dich nicht zur Vertheidigerin gewisser Dinge aufwerfen.“

„Ich besitze nicht den Ehrgeiz,“ sagte die Gräfin, „für vollkommen gehalten zu werden, indem ich einen Gerichtshof in meinem Hause einsetze, wohl aber wünsche ich, für eine treue und zuverlässige Freundin

zu gelten, indem ich Denjenigen, welche mir diesen Namen geben, Achtung verschaffe und sie vertheidige."

In diesem Augenblicke trat Raphael Arias ein.

„Nun Raphael," sagte die Gräfin, „was sagst Du nun? Wirst Du noch über dies bezaubernde Weib Dich lustig machen?"

„Dir zu Liebe, Cousine, will ich dem Beispiele des Publicums folgen und vor Enthusiasmus bersten, wie der Frosch, der so dick werden wollte wie der Ochs. Ich bin so eben Zeuge der königlichen Ovation gewesen, die diesem achten Wunder der Welt zu Theil geworden ist."

„Erzähl' es uns doch," sagte die Gräfin; „erzähl' es uns doch."

„Als der Vorhang fiel, trat ein Moment ein, wo ich glaubte, daß wir eine zweite Auflage des babylonischen Thurmbaues bekommen würden.

Zehnmal wurde die Diva Donna gerufen, und sie wäre zwanzigmal gerufen worden, wenn die unverschämten Kronleuchter, dieser Verlängerung ihrer Dienstleistungen müde, nicht angefangen hätten, zu schelten und ihr Licht zu verlöschen.

Die Freunde des Herzogs ließen sich von ihm bewegen, mitzugehen und die Heldin zu beglück-

wünschen. Wir warfen uns Alle zu ihren Füßen mit dem Gesicht auf der Erde."

„Auch Du, Raphael!" sagte der General; „ich habe Dich unter Deiner Hasenfußmaske doch für verständiger gehalten."

„Wäre ich nicht hingegangen, wo die Andern hingingen, so hätte ich jetzt nicht das Vergnügen, Euch zu berichten, wie uns diese Königin der molukkischen Inseln, diese Kaiserin von Bemol empfing. Erstens erfolgten alle ihre Antworten in einer Art von chromatischer Scala, die sie sich zu ihrem eigenen Gebrauche gebildet hat und die aus folgenden halben Tönen besteht: erstens Ruhe oder, wenn man will, Gleichgiltigkeit; dann Kühle; hierauf Kälte und endlich Verachtung. Ich war der Erste, der ihr seine Huldigung darbrachte. Ich zeigte ihr meine Hände, die vom Beifallklatschen ganz geschunden waren, und versicherte ihr, daß das Opfer meiner Haut nur eine schwache Huldigung für ihre übernatürliche Kunst sei, die sich nur mit der des Señor de Madureira vergleichen lasse. Sie antwortete mit einem gravitätischen Kopfnicken, das einer Juno würdig war. Der Baron beschwor sie bei allen Heiligen des Himmels, sie möge nach Paris gehen, dem einzigen Theater, wo ihr ein ihrer würdiger Applaus zu Theil

werden könne, da die französischen Bravos, getragen durch die dreifarbige Fahne, auf dem ganzen Erdkreise widerhallten. Darauf antwortete sie mit der größten Kühle: Sie sehen ja, daß ich nicht erst nach Paris zu gehen brauche, um Applaus zu ernten; und wenn es sich einmal um Applaus handelt, so ist mir der meines Vaterlandes lieber als der der Franzosen."

„Das hat sie gesagt?" fragte der General; „wer hätte denken sollen, daß die Frau so vernünftig spräche?"

„Der Major Fliege," fuhr Raphael fort, „sagte ihr mit seiner unvermeidlichen Tölpelei, von allen Sängerinnen, die er gehört, singe nur die Grisi besser als sie, worauf sie kalt erwiederte: Nun, wenn die Grisi besser singt, als ich, so thun Sie Unrecht, mich statt ihrer zu hören. Hierauf kam Sir John, Jedermann die Hand gebend und Jedermann auf die Füße tretend, und sagte ihr, ihre Stimme sei ein wonder, und wenn sie dieselbe verkaufen wolle, sei er vollkommen bereit, ihr fünfzigtausend Pfund dafür zu zahlen. Sie antwortete verächtlich, dergleichen verkaufe man nicht. Aber, was sagst Du bei alledem, Cousine, zu der Heimlichkeit, womit diese ganze Angelegenheit betrieben worden ist?"

„Von welcher Heimlichkeit ist die Rede?“ fragte der Baron, der während dieses Gespräches eingetreten war.

„Von diesem glänzenden Debüt,“ antwortete Arias, „welches wie eine Bombe losgeplatzt ist, als man am wenigsten daran dachte? Jetzt, jetzt geht mir ein Licht auf . . . die Unterredungen des Herzogs mit dem Director, die Beharrlichkeit, mit welcher diese angehende Norma den Vorstellungen beiwohnte . . .“

„Ah! hier kommt Fräulein Ritita,“ sagte der Baron, als er die Genannte eintreten und ihre Mantille abnehmen sah. „Ich glaube, Señorita, ich habe das Vergnügen gehabt, Sie diesen Morgen in der Catalonischen Straße zu sehen.“

„Ich habe Sie nicht gesehen,“ antwortete Rita.

„Ich sah Sie,“ fuhr der Baron fort, „neben einem großen Kreuz, welches in der Wand befestigt ist. Ich fragte . . .“

„Ich kann mir's denken . . .“ sagte Raphael Arias leise.

„Und man antwortete mir, daß dies das „Kreuz des Negers“ heiße. Können Sie mir sagen, Señorita, weshalb man ihm einen so seltsamen Namen gegeben hat?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Rita. „Vielleicht, weil ein Neger an demselben gekreuzigt ist.“

„So ist es ohne Zweifel,“ sagte der Baron; „es wird zur Zeit der Inquisition gewesen sein.“ Und leise murmelnd setzte er hinzu: „Welch ein Land und welch ein Glaube! Aber,“ fuhr er fort, „können Sie mir sagen, weshalb in jenem Kreuzgange der Kathedrale neben dem Orangenhofe, wenn man durch die Thür zur Rechten der Giralda eintritt, ein Krokodil von der Decke herabhängt? Ist die Kathedrale auch zugleich ein naturhistorisches Museum?“

„Die große Eidechse?“ sagte Rita. „Die hängt da, weil sie am Dachgewölbe der Kirche gefangen ist.“

„Ah!“ rief der Baron lachend aus. „Alles ist doch gigantisch an dieser Kirche, selbst die Eidechsen!“

„Das ist eine Sage, die sich im Volke fortgepflanzt hat,“ sagte die Gräfin, während Rita, ohne die Worte des Barons zu hören, ihren gewöhnlichen Platz eingenommen hatte. „Dieses Krokodil wurde dem König Alphons dem Weisen von der berühmten Gesandtschaft, die ihm der Sultan von Egypten schickte, zum Geschenk gemacht. An demselben Gewölbe hängen auch ein Elephantenzahn, ein Zügel und eine Elle, und diese Gegenstände nebst der Eidechse stellen die vier Cardinaltugenden

dar. Die Eidechse ist das Symbol der Klugheit, die Elle das der Gerechtigkeit, der Elephantenzahn das der Stärke und der Zügel das der Mäßigkeit. So stehen nun diese Symbole sechshundert Jahre am Eingange jenes großen und herrlichen Gebäudes, wie eine Inschrift, die das Volk versteht, ohne lesen zu können."

Dem Baron that es sehr leid, Rita's Deutung nicht annehmen zu können. Die grausame Gräfin hatte ihn um einen kostbaren satyrisch-kritisch-humoristischen Artikel gebracht. Unterdessen sagte die Marquise zu Rita:

„Warum hast Du ihm denn die Dummheit von dem gekreuzigten Neger erzählt? Hättest Du ihm nicht lieber die Wahrheit sagen können?"

„Aber Tante," antwortete das junge Mädchen, „ich weiß ja nicht, warum das Kreuz so heißt, überdies aber langweilte mich die Unterhaltung."

„Dann," fuhr die Tante fort, „mußtest Du ihm sagen, daß Du es nicht wüßtest, und ihn nicht zu einem so groben Irrthum verleiten. Gewiß wird er den Unsinn in seiner künftigen „Reise nach Spanien" anbringen."

„Und was schadet das?" fragte Rita.

„Das schadet viel, Nichte," erwiederte die

Marquise; „denn ich mag nicht, daß man schlecht von meinem Vaterlande spricht.“

„Ja,“ sagte der General bitter, „halt nur den Fluß auf, wenn er aus den Ufern treten will! — Ist es denn aber zu verwundern, wenn die Ausländer schlecht von unserm Vaterlande sprechen, da wir die Ersten sind, die uns anschwärzen, ohne an das Sprichwort zu denken: Ein Schuft ist, wer sich für einen Schuft hält?“

„Damit Du künftig nicht wieder Veranlassung zu solchen Irrthümern gibst, Rita,“ fuhr die Marquise fort, mußt Du wissen, daß der Name des Kreuzes von einem frommen Neger stammt, der im siebenten Jahrhundert, als er sah, daß man das Mysterium von der unbefleckten Empfängniß der heiligen Jungfrau angriff, sich selbst an dem Orte, wo jetzt das Kreuz steht, verkaufte, um mit dem Kaufgelde die Kosten eines feierlichen Gottesdienstes zur Ehrenrettung der Jungfrau zu bestreiten. Zwischen dieser frommen und begeisterten That der Selbstverleugnung, und der Dummheit, die Du den Baron hast glauben machen, ist denn doch noch ein kleiner Unterschied.“

„Du kannst auch, Schwester,“ sagte der General, „dem einfältigen Raphael den Text lesen;

denn er hat diesem Monsieur le Baron auf eine ähnliche Frage in Bezug auf das „Räuberkreuz“ neben der Carthause geantwortet, es heiße so, weil die Räuber vor demselben gebetet hätten, Gott möge ihren Unternehmungen günstig sein.“

„Und der Baron hat das geglaubt?“ fragte die Marquise.

„So fest, wie ich glaube, daß er nicht Baron ist,“ antwortete der General.

„Es ist eine Schändlichkeit,“ fuhr die Marquise entrüstet fort, „wenn wir selbst Anlaß geben, daß solch ein Unsinn geglaubt und wiedererzählt wird. Das Kreuz wurde an jenem Ort errichtet wegen eines Wunders, das unser Herr dort that; denn in jenen Zeiten, wo es noch Glauben gab, gab es auch noch Wunder. Räuber waren in die Carthause gedrungen und hatten die Kirchenschätze geraubt. Ein plötzlicher Schrecken bemächtigte sich ihrer, sie flohen, liefen die ganze Nacht durch und fanden sich am folgenden Morgen in geringer Entfernung vom Kloster wieder zusammen. Da erkannten sie deutlich den Finger Gottes und bekehrten sich, und zum Andenken an dieses Wunder wurde das Kreuz errichtet, dem das Volk den Namen gelassen hat. Der Einfalts-

pinsel soll's von mir tüchtig bekommen! Raphael Raphael!"

Unterdessen sagte seine Cousine Gracia, die im Sopha saß, zu ihm:

„Ich bin ganz außer mir vor Freude. Was für eine schöne Zeit haben wir vor uns!"

„Sie wird nicht lange dauern, Gräfin," sagte der Oberst. „Das Gerücht geht, der Herzog wolle die neue Malibran mit nach Madrid nehmen."

„Aber," sagte die Gräfin, „was für einen Bühnennamen hat sie denn angenommen? Wahrscheinlich doch nicht Marisalada, denn obgleich dieser sehr hübsch ist und etwas Zärtliches hat, so klingt er doch für eine Künstlerin ersten Ranges nicht klangvoll genug."

„Vielleicht behält sie ihren Beinamen Möve bei," sagte Raphael, „denn wie ein Diener des Herzogs dem meinigen erzählt hat, nannte man sie so in ihrem Dorfe."

„Möglich, daß sie den Namen ihres Mannes annimmt," bemerkte der Oberst.

„Abscheulich!" rief die Gräfin aus; „sie muß einen wohlklingenden Namen haben."

„Nun, dann kann sie den ihres Vaters annehmen, Santaló."

„Nein, Señor," sagte die Gräfin, „er muß auf i enden, damit er ihr einen Nimbus verleiht, je mehr i's, desto besser."

„Dann kann sie sich ja Mississippi nennen," meinte Raphael.

„Wir wollen Polo um Rath fragen," sagte die Gräfin. „Apropos, wo steckt denn unser Dichter?"

„Ich gehe jede Wette ein," sagte Raphael, „daß er im Augenblicke beschäftigt ist, die harmonischen Inspirationen, welche die Gottheit des Tages in seiner Seele hat entstehen lassen, dem Papiere zu übergeben. Morgen werden wir unfehlbar im „Sevillano" eins von den Werken lesen, die ihn, meinem Onkel zufolge, nicht leicht auf den Parnaß erheben, wohl aber unausbleiblich in den Lethe stürzen werden."

In diesem Augenblicke war es, wo die Marquise Raphael zu sich rief.

„Gewiß," sagte dieser zu seiner Cousine, „erweist mir die Tante die Ehre, mich zu sich zu rufen, um das Vergnügen zu haben, mir die Leviten zu lesen. Ich sehe schon eine Predigt zwischen ihren zusammengepreßten Lippen hervorbrechen, eine Philippika auf ihrer finstern Stirn sitzen und einen Verweis in Folio auf ihrer drohenden Nase reiten.

Aber . . . welch glücklicher Einfall! Ich will mich mit einem Schilde bewaffnen."

Mit diesen Worten erhob sich Raphael, ging auf den Baron zu, reichte ihm den Arm und näherte sich in seiner Begleitung dem Spieltische. Die Marquise versparte den Verweis bis zu einer bessern Gelegenheit.

Rita hielt sich das Taschentuch vor's Gesicht, um das Lachen zu unterdrücken. Der General klopfte mit den Hacken seiner Stiefel auf den Boden, was bei ihm ein untrügliches Zeichen von Ungeduld war.

„Ist der General nicht wohl?" fragte der Baron.

„Er leidet an diesem nervösen Zucken," antwortete Raphael leise.

„Welch ein Unglück!" rief der Baron aus, „das ist ein tic douloureux. Und woher hat er das bekommen? Vielleicht irgend eine im Kriege verletzte Sehne?"

„Nein," antwortete Raphael, „Wirkung eines starken moralischen Eindruckes."

„Das mußte ein schrecklicher Eindruck sein," bemerkte der Baron. „Und was war die Ursache desselben?"

„Ein Wort Ihres Königs Ludwig XIV.“

„Was für ein Wort?“ fragte der Baron erschrocken.

„Der berühmte Ausspruch,“ antwortete Raphael: „Es gibt keine Pyrenäen mehr.“

So viel man aber auch in den Abendgesellschaften über die neue Sängerin sprach, eine bezeichnende Thatsache, die sich in derselben Nacht zugetragen hatte, wußte man nicht.

Pepe Vera war unaufhörlich Mariens Schritten gefolgt, und als Liebling des Publicums war es ihm leicht geworden, in das Innere des Tempels der Musen einzudringen, trotz der geschworenen Feindschaft der letztern gegen die Stiergefechte.

Maria verließ unter donnerndem Applaus die Bühne, als sie im Ankleidezimmer plötzlich mit Pepe Vera und einigen andern jungen Männern zusammentraf.

„Gesegnet sei,“ sagte der berühmte Stierfechter, seinen Mantel auf den Boden werfend und daselbst ausbreitend, damit er Marien als Teppich diene, „gesegnet sei diese Kehle von Krystall, bei deren Ton alle Nachtigallen des Maimondes vor Neid sterben müssen.“

„Und diese Augen,“ fügte ein Anderer hinzu,

„die mehr Christen tödten als alle Dolche von Albacete.“

Maria ging so unerschrocken und hochmüthig vorüber, wie immer.

„Sie sieht uns nicht einmal an,“ sagte Pepe Vera. „Hör' einmal, Schätzchen! Ein König sieht doch wohl eine Katze an! Aber paßt auf, ihr Herren, sie ist doch ein gutes Kind, ungeachtet . . .“

„Ungeachtet was?“ sagte einer seiner Begleiter.

„Ungeachtet sie schielt,“ sagte Pepe.

Bei diesen Worten konnte sich Maria einer unwillkürlichen Bewegung nicht erwehren und heftete ihre großen verwunderten Augen auf die Gruppe. Die jungen Leute fingen an zu lachen und Pepe Vera warf ihr einen Kuß zu.

Maria begriff sogleich, daß jenes Wort nur gesagt worden war, damit sie das Gesicht umwenden sollte. Sie mußte lächeln und entfernte sich, ihr Taschentuch fallen lassend. Pepe nahm es rasch auf und näherte sich ihr, wie um es ihr wiederzugeben.

„Ich werd' es Euch diesen Abend durch das Gitter Eures Fensters reichen,“ sagte er leise und rasch.

Um Mitternacht stand Maria mit leisen Schritten aus dem Bett auf, nachdem sie sich überzeugt, daß

ihr Gatte in tiefem Schlafe liege. Stein schlief wirklich, ein Lächeln auf den Lippen, berauscht von dem Weihrauche, den Maria, seine Gattin, seine Schülerin, die Geliebte seines Herzens, an jenem Abende geerntet. Unterdessen lehnte eine dunkle Gestalt an eins der Gitter des untern Stockwerkes des Hauses, welches Maria bewohnte und welches auf eins der engen Gäßchen hinausging, deren es in jener Stadt so viele gibt. Die Züge dieses Individuums zu erkennen, war unmöglich, weil eine dienstfertige Hand im Voraus die Laternen, welche die Gasse erhellten, ausgelöscht hatte.

Siebentes Capitel.

Schon war Sevilla ein zu enger Schauplatz für die ehrgeizigen Wünsche und den Beifallsdurst, welche Maria's Herz verzehrten. Ueberdies wünschte der Herzog, der sich wieder nach der Hauptstadt begeben mußte, daselbst das Wunder zu zeigen, dem sein Ruf vorausgegangen war. Auch Pepe Vera, der für den Stiercircus von Madrid engagirt war, verlangte von Maria, daß sie die Reise machen solle. So geschah es denn auch.

Der Triumph, den Maria bei ihr'em ersten Auftreten auf diesem neuen Kampfplatze feierte, überstieg noch den, welchen sie in Sevilla errungen hatte. Es schien, als ob die Tage des Orpheus und Amphion und die Wunder der Leier der mythologischen Zeiten zurückgekehrt wären. Stein war verwirrt, der Herzog freudetrunken. Pepe Vera sagte eines

Tages zu der Sängerin: „Zum Teufel! Maria, sie beklatschen Dich ja, als ob Du einen siebenjährigen Stier erlegt hättest!“

Maria war von einem zahlreichen Kreise von Verehrern umgeben. Ein Theil desselben bestand aus allen vornehmen Fremden, die sich grade in der Hauptstadt befanden, und unter diesen glänzten einige durch ihr Verdienst, andere durch ihren Ruf. Welche Beweggründe trieben sie? Die Einen gingen hin, um sich das Ansehen guten Tones zu geben, wie der moderne Ausdruck lautet. Und was ist Ton? Eine sclavische Nachahmung dessen, was Andere thun. Andere bewog dieselbe Art von Neugierde, die das Kind antreibt, den geheimen Mechanismus seines Spielzeuges zu untersuchen.

Marien kostete es nicht die geringste Anstrengung, sich mitten in jenem großen Kreise vollkommen behaglich zu fühlen. Ihr kalter und hochmüthiger Charakter war unverändert derselbe geblieben, aber sie besaß jetzt mehr Eleganz in ihrem Auftreten und mehr Geschmack in ihrer Toilette, mechanische und äußerliche Errungenschaften, die in den Augen gewisser Leute den Mangel an Bildung, Tact und guten Sitten ersetzen können. Abends, auf der Bühne, wenn der Widerschein der Lichter ihr bleiches

Gesicht weiß erscheinen ließ und den Glanz ihrer großen schwarzen Augen erhöhte, konnte sie wirklich für schön gelten.

Der Herzog war von dieser Frau, an deren Triumphen er einigen Antheil hatte, weil er sie vorherprophezeiht, dergestalt bezaubert und so von ihrem Gesange begeistert, daß er es nicht für unpassend hielt, sie zu bitten, seiner Tochter Musikunterricht zu geben, ungeachtet er sich der Prophezeihung seiner liebenswürdigen Freundin in Sevilla erinnerte und mit Schrecken an den Termin dachte, den die Gräfin ihm gesetzt. Damals nahm er sich vor, die unschuldige Frau, die er selbst auf die schlüpfrige und glänzende Bühne geführt hatte, die sie jetzt betrat, zu achten.

Wir wollen jetzt einige Worte von der Herzogin sagen.

Dieselbe war eine tugendhafte und schöne Frau. Obgleich im Anfange der dreißiger Jahre, ließen die Frische ihres Teints und der sanfte Ausdruck ihres Gesichtes sie jünger erscheinen. Sie gehörte einer eben so erlauchten Familie an, wie ihr Gatte, mit dem sie nahe verwandt war. Leonore und Carlos hatten sich beinahe von Kindheit an geliebt und zwar mit jener echt spanischen, tiefen und beständigen

Neigung, die weder ermüdet noch erkaltet. Sie hatten sich sehr jung verheirathet. Achtzehn Jahre alt, schenkte Leonore ihrem Gatten, der damals zweiundzwanzig zählte, eine Tochter.

Die Familie der Herzogin war, wie mehrere des hohen Adels, außerordentlich fromm, und in diesem Geiste war auch Leonore erzogen. Ihr in sich gekehrtes Wesen und ihre Sittenstrenge hielten sie fern von den Vergnügungen und dem Geräusche der Welt, für welche sie übrigens auch nicht die mindeste Neigung hatte. Sie las wenig und nahm nie einen Roman in die Hand. Die dramatischen Wirkungen großer Leidenschaften waren ihr daher völlig unbekannt. Weder aus Büchern noch von der Bühne herab hatte sie erfahren, wie interessant man heut zu Tage den Ehebruch darstellt, und dieser war daher in ihren Augen ein eben so großes Verbrechen wie der Mord. Sie würde es nie geglaubt haben, wenn man ihr gesagt hätte, daß in der Welt eine Fahne aufgepflanzt worden sei, unter welcher die Emancipation der Frauen gepredigt werde. Noch mehr; selbst wenn sie es geglaubt hätte, würde sie es nie verstanden haben, wie es Viele nicht verstehen, die weder so eingezogen noch so streng leben wie die Herzogin. Hätte man ihr gesagt, daß es Leute

gibt, welche die Ehescheidung vertheidigen und sogar die heilige Institution der Ehe schmähen, so würde sie geglaubt haben, sie träume oder das Ende der Welt sei nahe. Eine liebevolle und gehorsame Tochter, eine großmüthige und zuverlässige Freundin, eine zärtliche und aufopfernde Mutter, eine Gattin, die sich ausschließlich ihrem Gatten widmete, war die Herzogin von Almansa der Typus der Frau, wie Gott sie liebt, wie die Dichtkunst sie in ihren Gesängen feiert, wie die menschliche Gesellschaft sie verehrt und bewundert, und an deren Stelle sich jetzt jene Amazonen erheben wollen, welche den schönen und sanften weiblichen Instinkt verloren haben.

Der Herzog konnte sich dem Zauber, den Maria auf ihn ausübte, lange hingeben, ohne daß auch nur das kleinste Wölkchen den stillen und himmelsreinen Frieden des Herzens seiner Gattin trübte. Aber der Herzog, der bis dahin so liebevoll gewesen war, vernachlässigte sie täglich mehr. Die Herzogin weinte, aber sie schwieg.

Hierauf kam ihr zu Ohren, daß die Sängerin, welche ganz Madrid in Aufruhr versetzte, von ihrem Gemahle protegirt werde, und daß dieser sein Leben in deren Hause zubringe. Die Herzogin weinte, zweifelte aber noch immer.

Alsdann brachte der Herzog Stein in sein Haus, um seinem Sohn Unterricht zu geben, und später, wie gesagt, wünschte er, daß Maria seiner Tochter, einem reizenden Kinde von elf Jahren, Stunde gäbe.

Letzterm Plane widersetzte sich Leonore energisch, indem sie als Grund angab, sie könne nicht erlauben, daß eine Frau vom Theater in die geringste Berührung mit jenem unschuldigen Mädchen komme. Der Herzog, an leichte Nachgiebigkeit seiner Frau gewöhnt, sah in diesem Widerstande ein bigottes Bedenken, einen Mangel an Welt und bestand auf seinem Vorhaben. Die Herzogin gab, nach dem Dafürhalten ihres Beichtvaters, nach, weinte aber aus doppeltem Grunde bitterlich.

Sie empfing nun Maria mit großer Behutsamkeit, mit kalter, aber artiger Zurückhaltung.

Leonore, die, ihren ruhigen Neigungen gemäß, sehr zurückgezogen lebte, empfing nur wenige Besuche, größtentheils von Verwandten; die übrigen waren Geistliche und einige andere Vertrauenspersonen. Sie wohnte daher mit einer Ausdauer, deren Absicht nicht zu verkennen war, den Unterrichtsstunden ihrer Tochter bei, und machte es sich so zum Geschäfte, sie nie aus ihren mütterlichen Augen zu lassen, daß dies System Marien beleidigen

mußte. Die Personen, welche die Herzogin besuchten, hatten für die Lehrerin nur einen kalten Gruß, ohne weiter ein Wort an sie zu richten. So wurde die Stellung der Frau, welche ganz Madrid auf den Knien anbetete, in jenem edeln und sittenstrengen Hause äußerst demüthigend. Maria erkannte dies, und ihr Stolz empörte sich; da aber die ausgesuchte Artigkeit der Herzogin sich nie verleugnete, da in ihrem ernsten, bescheidenen und schönen Gesichte nie ein Lächeln der Geringschätzung, nie ein Blick des Hochmuths sich gezeigt hatte, so konnte Maria sich nicht beklagen. Wie hätte auch der Herzog, er, der so gebildet und zartfühlend war, dulden sollen, daß irgend Jemand sich über seine Frau bei ihm beklagte? Maria war scharfsichtig genug, um zu erkennen, daß sie schweigen müsse, um der Freundschaft des Herzogs, die ihr schmeichelte, seines Schutzes, dessen sie bedurfte und seiner Geschenke, die ihr sehr angenehm waren, nicht verlustig zu gehen. Sie mußte also ihren Ingrimm verbeißen, bis sich irgend Etwas ereignete, was einer so gespannten Lage ein Ende machen konnte.

Eines Tages, als sie, in Seide gekleidet und Alles mit ihrem Geschmeide blendend, in eine prachtvolle Spitzenmantille gehüllt, bei der Herzogin ein-

trat, traf sie daselbst den Vater der letztern, den Marquis von Elda und den Bischof von ***.

Der Marquis war ein gravitätischer alter Mann und einer der eingefleischtesten Anhänger des Alten. Er war durch und durch Spanier, Katholik und reiner Realist. Seit dem Tode des Königs, dem er im Unabhängigkeitskriege gedient hatte, lebte er vom Hofe zurückgezogen.

Zwischen dem Marquis und seinem Schwiegersohne, welchen Ersterer einer zu großen Hinneigung zu den Ideen des Jahrhunderts beschuldigte, herrschte eine gewisse Kälte, die sich noch vermehrte, als dem strengen und rechtschaffenen alten Manne die umlaufenden Gerüchte zu Ohren kamen von dem Schutze, den der Herzog einer Theatersängerin zu Theil werden ließ.

Als Maria in den Saal trat, stand die Herzogin auf, um ihr zu danken und sie, angesichts des den Anwesenden schuldigen Respects für jenen Tag zu verabschieden. Der Bischof aber, welcher von Allem, was vorging, keine Kenntniß hatte, gab den Wunsch zu erkennen, das junge Mädchen, welches seine Pathe war, singen zu hören. Die Herzogin setzte sich wieder, grüßte Marien mit gewohnter Artig-

keit und ließ ihre Tochter rufen, die sich auch sofort einstellte.

Kaum hatte das Kind die letzten Tacte des Gebets der Desdemona gesungen, als dreimal leise an die Thür geklopft wurde.

„Herein, herein," sagte die Herzogin, indem sie zu verstehen gab, daß sie die Person und ihre Art, zu klopfen, kenne, und mit einer Lebhaftigkeit, die Marien ganz neu war, stand sie auf und ging dem Besuch ehrerbietig entgegen.

Noch mehr aber erstaunte Maria, als sie diese neue Persönlichkeit zu Gesicht bekam. Es war ein häßliches Frauenzimmer, etwa fünfzig Jahre alt und von gemeinem Aussehen. Ihre Kleidung war eben so ordinär wie geschmacklos und seltsam.

Die Herzogin empfing sie mit großen Achtungsbezeigungen und einer Herzlichkeit, die um so auffallender war, je mehr sie gegen die kalte Zurückhaltung abstach, mit der sie die Lehrerin behandelt hatte; sie nahm sie bei der Hand und stellte sie dem Bischofe vor.

Maria wußte nicht, was sie denken sollte. Nie hatte sie eine ähnliche Tracht gesehen, nie eine Person, die ihr zu der Stellung, die sie augen-

scheinlich bei so vornehmen und hochstehenden Leuten einnahm, weniger zu passen schien.

Nach einer viertelstündigen lebhaften Unterhaltung stand die Frau auf. Es regnete. Der Marquis bot ihr dringend seinen Wagen an, die Herzogin aber sagte:

„Ich lasse schon den meinigen anspannen, Vater.“

Mit diesen Worten begleitete sie die Neugekommene, die sich jetzt entfernte, indem sie es entschieden ablehnte, von dem Fuhrwerke Gebrauch zu machen.

„Komm, mein Kind,“ sagte die Herzogin zu ihrer Tochter, „komm, mit Erlaubniß Deiner Lehrerin, und sag' Deiner guten Freundin Adieu.“

Maria wußte nicht, was sie von dem, was sie sah und hörte, denken sollte. Die Kleine umarmte die Frau, welche die Herzogin ihre gute Freundin nannte.

„Wer ist diese Frau?“ fragte Maria das junge Mädchen, als dasselbe wieder auf seinen Platz zurückkehrte.

„Es ist eine barmherzige Schwester,“ antwortete das Kind.

Maria war vernichtet. Ihr Stolz, der kühn gegen jede Ueberlegenheit kämpfte, der dem Ansehen adliger Geburt, der Rivalität der Künstler, der Macht

der Autorität und selbst den Vorzügen des Genies trotzte, beugte sich wie ein Rohr vor der Größe und Erhabenheit der Tugend.

Bald darauf stand sie auf, um zu gehen; es regnete noch immer.

„Haben Sie einen Wagen zur Verfügung?“ fragte die Herzogin beim Abschiede.

Als Maria in den Hof hinunterkam, sah sie, wie von dem Wagen der Herzogin die Pferde ausgespannt wurden. Ein Lackei klappte mit respectvoller Miene den Tritt eines Miethwagens nieder, und Maria stieg ein; ohnmächtige Wuth erfüllte ihr Herz.

Am folgenden Tage erklärte sie dem Herzoge bestimmt, daß sie seiner Tochter künftighin keinen Unterricht mehr geben werde. Den wahren Grund verschwieg sie ihm wohlweislich, und war schlau genug, dieser Verschwiegenheit den ganzen Anschein einer Handlung der Klugheit zu geben. Der Herzog, getäuscht durch seine Begeisterung für Maria wie durch die Künste, die sie in Anwendung zu bringen wußte, vermuthete, daß seine Frau Anlaß zu jenem Entschlusse gegeben habe, und wurde noch kälter gegen dieselbe.

Achtes Capitel.

Die Ankunft des gefeierten Sängers Tenorini in Madrid setzte dem Ruhme Maria's die Krone auf durch die Bewunderung, welche jener Gewaltige ihr zollte, und durch den Eifer, welchen er kundgab, in Begleitung einer Stimme zu singen, die würdig war, neben der seinigen gehört zu werden. Tonino Tenorini, auch „der Große" genannt, war man weiß nicht welchen Ursprungs. Einige sagten, er sei, gleich Kastor und Pollux, zwar nicht in einem Schwanenei, aber in einem Nachtigallenei zur Welt gekommen. Seine glanz- und geräuschvolle Laufbahn begann in Neapel, wo er den Vesuv ganz und gar in den Schatten gestellt hatte. Später ging er nach Mailand und von dort nach Florenz, St. Petersburg und Constantinopel. Damals kam er grade über Havannah von New-York, mit der

Absicht, sich nach Paris zu begeben, dessen Bewohner, wüthend darüber, daß sie ihre entscheidende Stimme über einen so gigantischen Ruf noch nicht hatten abgeben können, einen Aufstand gemacht hatten, um ihre Galle auszulassen. Von dort wollte Tenorini geruhen, nach London zu gehen, dessen Musikfreunde aus lauter Neid einen entsetzlichen Spleen bekommen hatten, und wo die season in Gefahr war, einen Selbstmord zu begehen, wenn die große Notabilität sich nicht der Leiden erbarmte, die seine Abwesenheit verursachte.

Seltsamer Weise und zum größten Erstaunen aller Polos und aller Heloisen langte dieser erhabene Künstler nicht auf den Flügeln des Genies an. Die ungebildeten Delphine des Oceans hatten ihn nicht auf ihre musikalischen Schultern genommen, wie es einst in glücklichern Zeiten die des Mittelländischen Meeres mit dem Arion machten. Tenorini war mit der Post angekommen . . . Wie abscheulich! . . . Und — noch mehr — er hatte einen Nachtsack bei sich!

Man beabsichtigte, seine Ankunft zu feiern, mit allen Glocken zu läuten, die Häuser zu illuminiren und aus allen Instrumenten des Circusorchesters einen Triumphbogen zu errichten. Der Alcalde gab

seine Einwilligung nicht dazu, und es fehlte wenig, so wäre der reactionäre Krebs dafür mit einer Katzenmusik beehrt worden.

Während Maria mit dem großen Sänger die gewaltige Ovation theilte, die das Publicum ihm bereitete, ging in der ärmlichen Hütte, die sie vor wenig mehr als einem Jahre verlassen hatte, ein Auftritt von ganz anderer Art vor sich.

Pedro Santaló lag ausgestreckt auf seinem Bette. Seit der Trennung von seiner Tochter hatte er allen Lebensmuth verloren. Seine Augen waren geschlossen, und er öffnete sie nur, um seine Blicke auf das kleine Zimmer zu richten, welches Maria bewohnt hatte, und das nur durch den engen Gang, der auf den Boden führte, von dem seinigen getrennt war. Dort war All s noch in demselben Zustande, wie seine Tochter es verlassen hatte; an der Wand hin ihre Guitarre mit einem Bande, das rosafarben gewesen war, jetzt aber gestaltlos wie ein vergessenes Versprechen und farblos wie eine entschwundene Erinnerung dahing. Auf dem Bette lag ein Tuch von indischer Seide und unter einem Stuhle standen ein Paar kleine Schuhe. Tante Maria saß am Bette des Kranken.

„Nun, nun, Onkel Pedro," sagte die gute Alte,

„vergeßt den Catalonier und seid nicht so starrköpfig; laßt Euch wenigstens einmal in Euerm Leben rathen und kommt mit uns nach dem Kloster; an Raum fehlt es dort nicht, wie Ihr wißt. Dann kann ich Euch besser pflegen und Ihr seid nicht hier so vereinsamt und allein wie ein Spargel.“

Der Fischer antwortete nicht.

„Onkel Pedro,“ fuhr Tante Maria fort, „Don Modesto hat schon zwei Briefe geschrieben und sie sind auf die Post gegeben; denn auf diese Art, sagt man, kommen sie am schnellsten und sichersten an.“

„Sie wird nicht kommen!“ murmelte der Kranke.

„Aber ihr Mann wird kommen, und das ist für jetzt am wichtigsten,“ erwiederte Tante Maria.

„Sie! sie!“ rief der arme Vater aus.

Eine Stunde später befand sich Tante Maria auf dem Rückwege nach dem Kloster, ohne daß es ihr gelungen war, den eigensinnigen Catalonier zur Uebersiedlung dahin zu bewegen. Die gute Alte ritt auf der trefflichen Golondrina, der sanften Oberalten der Eselszunft der Umgegend. Da das Datum ihrer Taufe so weit hinter uns liegt, haben wir nicht ausmitteln können, was ihr den Namen Golondrina *)

*) Schwalbe.

verschafft hatte, denn so viel man weiß, machte sie nie den geringsten Versuch auch nur einmal zu laufen, geschweige denn zu fliegen; auch bemerkte man nie an ihr im Herbste die mindeste Neigung, nach den afrikanischen Regionen überzusiedeln.

Momo, der jetzt ein großer starker Mensch geworden war, ohne ein Titelchen von seiner angeborenen Häßlichkeit verloren zu haben, trieb den Esel.

„Höre, Großmutter,“ sagte er, „sollen denn diese täglichen Spazierritte zum Besuche des alten Seebären noch lange dauern?“

„Gewiß,“ antwortete die Großmutter, „da er nicht nach dem Kloster kommen will. Aber ich fürchte, er stirbt, wenn er seine Tochter nicht zu sehen bekommt.“

„Ich werde nicht an dieser Krankheit sterben,“ sagte Momo, roh auflachend.

„Höre, mein Sohn,“ fuhr Tante Maria fort, „ich habe kein großes Vertrauen zur Post, so viel man auch sagen möge, daß sie sicher ist. Auch Don Modesto traut ihr nicht. Damit also Don Federico und Marisalada erfahren, wie krank der alte Pedro ist, gibt es kein sichereres Mittel, als daß Du selbst nach Madrid gehst und es ihnen sagst; denn am Ende können wir doch nicht so mit untergeschlagenen

Armen dabeistehen und einen Vater, der nach seiner Tochter verlangt, sterben sehen, ohne Etwas zu thun, um sie ihm herzuschaffen."

„Ich? Ich nach Madrid gehen? Und um die Möve zu holen?" rief Momo entsetzt aus. „Bist Du bei Sinnen, Großmutter?"

„Ich bin so vollkommen bei Sinnen, daß wenn Du nicht gehen willst, so gehe ich. Ich bin in Cadix gewesen und habe mich nicht verirrt, es ist mir auch Nichts begegnet; es wird dasselbe sein, wenn ich nach Madrid gehe. Das Herz will Einem brechen, wenn man den armen Vater nach seiner Tochter rufen hört. Du aber, Momo, hast ein schlechtes Herz; es thut mir sehr leid, das sagen zu müssen. Und ich weiß nicht, wo Du das her hast, denn es ist weder Deines Vaters noch Deiner Mutter Art; aber in jeder Familie gibt's einen Judas."

„Sie denkt doch, weiß der Teufel, an Nichts, als einen Christenmenschen herunterzumachen, wenn's ihr einmal einfällt," brummte Momo. „Und das ist nicht das Schlimmste; aber wenn ihr eine solche Faselei in den Kopf kommt, so muß sie sie durchsetzen. Das sieht mir auch ähnlich, daß ich mich vielleicht für einen Monat an Beinen und Füßen lahm machte!"

So denkend machte Momo seinem Zorne Luft durch einen scharfen Peitschenhieb auf das Hintertheil der armen Golondrina.

„Unmensch!“ rief seine Großmutter aus, „wozu bindest Du mit dem armen Thier an?“

„Nun,“ erwiederte Momo, „um Schläge zu bekommen, ist es ja geboren.“

„Wo hast Du eine solche Ketzerei her? Wo, Du Herodesseele? Niemand weiß, wie sehr ich die armen Thiere bedauere, die leiden, ohne zu klagen und ohne sich helfen zu können, ohne Trost und ohne Lohn.“

„Dein Mitleid, Großmutter, ist wie die Himmelsdecke; es erstreckt sich über Alles.“

„Ja, mein Sohn, ja, und Gott verhüte, daß ich einen Schmerz sehe, ohne ihn mitzufühlen, oder daß ich sei wie jene gewissenlosen Menschen, die einen Weheruf hören können, wie man's regnen hört.“

„Wenn Du das mit Bezug auf den Nebenmenschen meinst, dann lasse ich mir's gefallen. Aber die Thiere?“

„Und leiden die etwa nicht? Sind sie nicht auch Geschöpfe Gottes? Auf uns eben lastet der Fluch und die Strafe für die Sünde des ersten Menschen, aber welche Sünde haben der Adam und

die Eva der Esel begangen, daß diese armen Thiere ein so qualvolles Leben haben müssen? Das schneidet mir in's Herz!"

„Sie werden wohl die Schale von dem Apfel gefressen haben," sagte Momo mit wieherndem Gelächter.

Da begegneten sie Manuel und José, welche nach dem Kloster zurückgingen.

„Wie geht's dem alten Pedro, Mutter?" fragte der Erstere.

„Schlecht, mein Sohn, schlecht. Es geht mir durch die Seele, ihn so krank, traurig und allein zu sehen. Ich sagte ihm, er möge nach dem Kloster kommen, aber leichter könnte man das Fort San Cristobal dahin bringen als den Hartkopf. Kein Vierundzwanzigpfünder setzt den in Bewegung. Der Bruder Gabriel muß zu ihm ziehen und Momo muß nach Madrid und seine Tochter und Don Federico holen."

„So mag er hingehen," sagte Manuel, „dann sieht er die Welt."

„Ich!" rief Momo aus; „wie soll ich denn dahin gehen, Vater?"

„Mit einem Fuß hinter dem andern," antwortete sein Vater; „fürchtest Du etwa, daß Du

Dich verirrst oder daß Dich der Popanz auffrißt?"

„Ich habe aber keine Lust, hinzugehen," erwiederte Momo ärgerlich.

„Dann werde ich Dir mit einer Olivenruthe Lust machen. Hast Du verstanden, ungehorsamer Bube?" sagte sein Vater.

Den alten Pedro und sein ganzes Geschlecht verwünschend, machte sich Momo auf die Reise, und indem er sich an die Maulthiertreiber der Sierra von Aracena anschloß, die nach Villamar kommen, um Fische zu holen, gelangte er nach Valverde und von dort über Aracena, La Oliva und Barcarota nach Badajoz, wo die alte Heerstraße von Madrid nach Andalusien durchgeht. Von dort reiste er, ohne sich aufzuhalten, weiter nach Madrid. Don Modesto hatte mit nußgroßen Buchstaben Stein's Adresse aufgeschrieben, welche Letzterer gesandt hatte, als sie mit dem Herzog in Madrid angekommen waren. Mit diesem Zettel in der Hand durchschritt Momo, eine neue Litanei von Verwünschungen gegen die Möve anstimmend, die Hauptstadt.

Eines Abends verließ Tante Maria betrübter als je das Haus des armen Fischers.

„Dolores," sagte sie zu ihrer Schwiegertochter,

„den alten Pedro verlieren wir. Diesen Morgen rollte er seine Betttücher auf, und das heißt so viel, als daß er sein Bündel schnürt für die Reise, von der man nicht zurückkehrt. Palomo, den ich bei mir hatte, fing an zu heulen. Und die Leute kommen nicht! Ich bin zu Muth, daß mir das Hemd auf dem Leibe nicht warm wird. Mir scheint, Momo müßte schon zurück sein; er ist schon zehn Tage fort."

„Mutter," sagte Dolores, „es liegt viel Land zwischen hier und Madrid. Manuel sagt, er kann erst in vier bis fünf Tagen zurück sein."

Wie groß war aber Beider Erstaunen, als sie plötzlich Momo in eigener Person mit verstörtem und verdrießlichem Gesichte vor sich stehen sahen.

„Momo!" riefen Beide zugleich.

„Er selbst, wie er leibt und lebt," antwortete er.

„Und Marisalada?" fragte Tante Maria ängstlich.

„Und Don Federico?" fragte Dolores.

„Ja, auf die könnt Ihr bis zum jüngsten Tage warten," antwortete Momo. „Das ist mir eine schöne Reise gewesen, dank der Frau Großmutter, die mich so in die Dinte geführt hat, denn schon . . ."

„Aber was gibt's denn? Was ist Dir widerfahren?" fragten Mutter und Großmutter.

„Ihr sollt's hören, damit Ihr Gottes Fügungen

bewundert und segnet, daß Ihr mich mit heiler Haut und freien Fußes wiederseht, dank meinen guten Beinen."

Mutter und Großmutter erschraken bei diesen Unheil verkündenden Worten.

„Erzähle, Mensch, sprich, was ist geschehen?" riefen Beide wieder; „bedenke, daß wir auf Kohlen stehen."

„Als ich in Madrid ankam," sagte Momo, „und mich in dem Mordneste allein sah, da schauderte mir die Haut. Jede Straße sah mir aus wie ein Soldat, jeder Platz wie eine Patrouille; mit dem Zettel, den der Commandant mir gegeben hatte und der sprechen konnte, gerieth ich in ein Wirthshaus, wo ich einen lustigen Bruder traf, der sehr gefällig war und mich nach dem Hause brachte, das auf dem Zettel stand. Dort sagten mir die Diener, ihre Herrschaft sei nicht zu Haus und schlugen mir die Thür vor der Nase zu; die Einfaltspinsel wußten aber nicht, mit wem sie es zu thun hatten. Hoho! sagte ich, seht zu, wen ihr vor Euch habt, ich bin Niemandes Diener und komme nicht, um Etwas zu verlangen, obgleich ich das könnte, denn in *unser* Haus nahmen wir Don Federico auf, als er dem Tode nahe war und nicht einmal einen Platz

hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte, um zu sterben."

„Das hast Du gesagt, Momo?" rief die Großmutter aus; „pfui! dergleichen sagt man nicht. Welch eine Beleidigung! Was werden sie von uns gedacht haben? Jemandem einen geleisteten Dienst vorzuwerfen! Wer hat je so Etwas gesehen?"

„Nun, was denn? Sollt' ich das etwa nicht sagen? O, ich habe noch mehr gesagt; und damit Ihr's nur wißt, ich sagte ihnen, daß es meine Großmutter gewesen wäre, die ihre Gebieterin in ihr Haus aufgenommen hätte, da sie krank geworden vom vielen Laufen und Schreien zwischen den Felsen umher, wie eine Möve. Die Tagediebe sahen sich einander an, lachten und spotteten über mich und sagten, ich sei hier unrecht, ihre Herrin sei die Tochter eines Generals von den Truppen des Don Carlos. Tochter eines Generals! Begreift Ihr? Mohrenelement! Kann's noch eine unverschämtere Lügnerin geben? Zu sagen, daß der alte Pedro General ist! Der alte Pedro, der nicht einmal gedient hat! — Macht hurtig, sagte ich, denn mein Auftrag hat Eile und ich möchte bald wieder in See stechen und Euch, Eure Herrschaft und Madrid im Rücken haben.

Nikolas, sagte da ein Mädchen, die ein eben

so freches Geschöpf schien, wie ihre Herrin, bring' den Tölpel nach dem Theater, da kann er die Señora sehen.

Merkt wohl, mich nannte sie Tölpel und die Landstreicherin Möve nannte sie Señora. Ist das zu glauben? So geht's in Madrid zu; hol's der —!

Nun, also, der Bediente setzte sich den Hut auf und brachte mich nach einem sehr, sehr großen und hohen Hause, wie eine Kirche, nur daß da statt der Kerzen Lampen brannten, die wie Sonnen leuchteten. Rings umher war eine Art von Sitzen, und da saßen, steifer wie Spindeln, eine gewaltige Menge Frauen, alle in Sonntagskleidern, wie die Flaschen in der Apotheke. Unten waren so viel Männer, daß es aussah, wie ein Ameisenhaufen. Herr Gott! Ich weiß nicht, wo alle die Menschen herkamen! Nun, sagte ich bei mir selbst, das mögen eine Menge Brote sein, die in der Stadt Madrid gebacken werden! . . . Aber, nun wundert Euch einmal, — alle die Leute waren dahin gekommen, wozu? . . . um die Möve singen zu hören!!!"

Momo machte eine Pause, indem er die Hände ausgestreckt und geöffnet zu seinem Gesicht emporhielt.

Tante Maria bewegte den Kopf auf und nieder zum Zeichen der Befriedigung.

„In dem Allen sehe ich keinen Grund, daß Du so schnell und so verstört zurückgekommen bist,“ sagte Dolores.

„Wird schon kommen, wird schon kommen, ich bin ja keine Flinte,“ erwiederte Momo; „ich erzähle die Sachen nach der Reihe.

Plötzlich, denkt Euch einmal, ertönen, ohne daß Jemand es befahl, eine ungeheure Menge Instrumente zu gleicher Zeit, Trompeten, Pfeifen und Geigen, die so groß waren wie Beichtstühle und von unten gespielt wurden. Heilige Maria! was war das für ein Lärmen! Ich fuhr, weiß Gott! ordentlich zusammen.“

„Aber wo kamen denn all' die Musikanten her?“ fragte seine Mutter.

„Was weiß ich? Sie werden wohl die Blinden aus ganz Spanien zusammengebracht haben. — Aber das Beste kommt noch, denn auf einmal, ohne daß man sah wie und wohin, verschwindet so eine Art von Garten, der dahinten war. Es schien nicht anders, als ob ihn der böse Feind geholt hätte.“

„Was sagst Du da, Momo?“ sagte Dolores.

„Nichts als die reine Wahrheit. Anstatt der Bäume war nun dahinten eine Art von Saal mit Fußteppichen, wie in einem Palaste. Da erscheint eine Frau, schöner geputzt, mit mehr Sammt,

Goldstickereien und Flittern als die heilige Jungfrau vom Rosenkranze.

Das ist die Königin Doña Isabella II., dachte ich bei mir. Aber nein, es war nicht die Königin. Wißt Ihr, wer es war? Niemand anders als die Möve, die abscheuliche Möve, die hier baarfuß und baarbeinig ging! Dasselbe, was vorher mit dem Garten geschehen war, war mit ihr geschehen; die baarfüßige und baarbeinige Möve hatte der böse Feind geholt und an ihre Stelle hatte er eine Prinzessin hingesetzt. Es lief mir eine Gänsehaut über. Ehe man sich's versah, tritt ein ältlicher Herr ein, sehr schön angezogen. Aber der war einmal böse! Er machte Augen — Teufel! dacht' ich bei mir selbst, ich möchte nicht in der Haut dieser Möve stecken. Was mich bei alledem sehr wunderte, war, daß sie den ganzen Zank sangen. Nun, das wird da wohl Mode sein bei den vornehmen Leuten. Deshalb aber konnte ich nicht recht verstehen, was sie mit einander verhandelten; das Einzige, was ich herausbekam, war, daß das wohl der General des Don Carlos sein mochte, denn sie nannte ihn Vater, er aber wollte sie nicht für seine Tochter anerkennen, so sehr sie ihn auch auf den Knien darum bat.

Das ist recht! rief ich laut der unverschämten Betrügerin zu."

„Weshalb mischtest Du Dich denn hinein?" sagte die Großmutter.

„Nun, ich kannte sie ja und konnte es bezeugen. Weißt Du nicht, daß, wer schweigt, zustimmt? Aber es scheint, daß man dort nicht die Wahrheit sagen darf, denn mein Nachbar, ein Polizeidiener, sagte zu mir: Wollt Ihr wohl schweigen, Freund?

Ich habe keine Lust, antwortete ich ihm, und werde laut sagen, daß der Mann ihr Vater nicht ist.

Seid Ihr toll, oder kommt Ihr aus Las Batuecas?*) sagte der Polizist.

Weder das Eine noch das Andere, Herr Naseweis, antwortete ich ihm, ich bin mehr bei Verstand als Ihr und komme aus Villamar, wo ihr rechtmäßiger Vater, der alte Pedro Santaló, lebt.

Ihr seid, antwortete mir das Madrider Kind, ein recht grobes Stück Kork, geht und laßt Euch erst die Rinde abschälen.

Mir lief die Galle über, und ich holte aus,

---

*) Ein aus zwei tiefen Thälern bestehender, von einem eigenen Volksstamme, wahrscheinlich Ueberresten der alten Iberer, bewohnter Landstrich in der Provinz Estremadura.

um ihm eine Ohrfeige zu geben, als Nikolas mich beim Arm ergriff und hinauszog, um erst einmal zu trinken.

Ich kann mir's jetzt schon denken, sagte ich zu ihm; das ist der General, den die gottvergessene Möve zum Vater haben will. Ich habe schon von vielen Ruchlosigkeiten reden hören, von Mord, Raub, sogar von Piraten, daß aber Jemand seinen Vater verleugnet, habe ich noch nie gehört.

Nikolas wollte vor Lachen bersten; natürlich, die da hinten fürchten sich nicht vor dem schändlichen Geschöpfe.

Als wir wieder hineinkamen, mußte der General der Möve wohl befohlen haben, ihre Flinkern abzulegen, denn sie erschien ganz weiß gekleidet, wie in einem Leichentuche. Sie fing an zu singen und nahm eine sehr große Guitarre, die sie auf die Erde setzte und mit beiden Händen spielte. Was diese Möve nicht Alles erfinden kann! — Nun aber kommt das Schlimmste; denn plötzlich trat ein Mohr herein."

„Ein Mohr?"

„Aber was für ein Mohr! Schwärzer und grimmiger als Mahoma selbst, mit einem Dolch in der Hand, so groß wie ein Schlachtmesser. Mir vergingen vor Schrecken beinahe die Sinne."

„Jesus Maria!“ riefen Mutter und Großmutter aus.

„Ich fragte Nikolas, wer der Fierabras wäre, und er antwortete mir, er heiße Tello. Um's kurz zu machen, der Mohr sagte zu der Möve, er käme, um sie zu tödten.“

„Heilige Jungfrau!“ rief Tante Maria aus, „war das vielleicht der Scharfrichter?“

„Ob es der Scharfrichter war oder ein gedungener Mörder, weiß ich nicht,“ antwortete Momo; „aber das weiß ich, daß er sie bei den Haaren ergriff und ihr mehrere Dolchstiche versetzte; mit diesen Augen, die einst werden zu Staub werden, hab' ich's gesehen und kann's bezeugen.“

Momo stemmte mit solcher Kraft des Ausdruckes beide Finger unter seine Augen, daß sie aus ihren Höhlen hervortreten zu wollen schienen.

Die beiden guten Frauen stießen einen Schrei aus. Tante Maria schluchzte und rang schmerzvoll die Hände.

„Aber was thaten denn Alle, die zugegen waren?“ fragte Dolores weinend. „War denn Niemand da, der den Bösewicht ergriff?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Momo, „denn als ich das sah, machte ich mich, um nicht

zum Zeugen aufgerufen zu werden, eiligst aus dem Staube, und hörte nicht eher auf zu laufen, als bis einige Meilen zwischen der Stadt Madrid und meines Vaters Sohn lagen."

„Wir müssen," sagte Tante Maria unter Schluchzen, „dem armen alten Pedro das Unglück verheimlichen. Ach, welch ein Jammer! Welch ein Jammer!"

„Wer sollte auch den Muth haben, es ihm zu sagen?" erwiederte Dolores. „Arme Maria! Sie hat es gemacht wie Jener, der es gut hatte und es noch besser haben wollte, und das sind nun die Folgen."

„Jeder bekommt, was ihm gebührt," sagte Momo; „mit der nichtswürdigen Zänkerin mußte es ein schlechtes Ende nehmen, das konnte nicht ausbleiben. Wenn ich nicht so müde wäre, so ginge ich stehenden Fußes zu Raton Perez und erzählte es ihm.

Neuntes Capitel.

Das Gerücht, daß die Tochter des Fischers ermordet worden sei, verbreitete sich bald durch das ganze Dorf.

So hatte denn der selbstsüchtige, dumme und ungehorsame Momo, welcher, geleitet von seiner gehässigen Gesinnung und seinen egoistischen Trieben, das, was er auf dem Theater sah, für Wahrheit hielt, nicht nur eine vergebliche Reise gemacht, insofern er seinen Auftrag nicht ausgeführt, sondern auch alle jene guten Leute zu demselben Irrthume verleitet, in welchen er vermöge seiner undurchdringlichen Schwerköpfigkeit verfallen war.

Don Modesto's Gesicht wurde um zwei Zoll länger.

Der Pfarrer las eine Messe für Maria's Seele.

Ramon Perez band eine schwarze Schleife an seine Guitarre.

Rosa Mistica sagte zu Don Modesto:

„Gott möge ihr verziehen haben! Ich hab's wohl gesagt, daß es schlecht enden würde. Sie werden sich erinnern, daß, so sehr ich sie auch rechts zu lenken suchte, sie doch immer links zog."

Tante Maria, wohl überlegend, daß nach diesem schrecklichen Schicksalsschlage Don Federico für jetzt unmöglich kommen könnte, entschloß sich, die Behandlung des alten Pedro einem jungen Arzte anzuvertrauen, der in Villamar an Stein's Stelle getreten war.

„Ich habe kein Zutrauen zu seinem Wissen," sagte sie zu Don Modesto, der ihn ihr empfahl; „er kann Nichts verschreiben, als warmes Wasser, und Nichts schwächt mehr den Magen. Zur Nahrung empfiehlt er Hühnerbouillon; nun bitt' ich Sie, was kann solch' ein Gebräu für Kräfte geben? Alles ist verkehrt, Herr Commandant; aber lassen Sie nur einige Zeit vergehen und man wird den Irrthum einsehen und wieder zu dem zurückkehren, was die Erfahrung vieler Jahrhunderte als gut erwiesen hat; denn nach Verlauf von tausend Jahren kehrt das Wasser wieder dahin zurück, wo es hergekommen ist. Was verwegene Hände gestürzt haben, wird die Zeit wieder aufrichten, freilich erst nachdem

manche Seele dadurch in's Verderben gerathen und mancher Leib in die Grube gegangen ist."

Der Arzt fand den alten Pedro so schwer krank, daß er es für nöthig erklärte, ihn nach den Gebräuchen der Kirche zum Tode zu bereiten.

Bei diesem Ausspruche fing Tante Maria bitterlich an zu weinen. Sie rief Manuel und trug ihm auf, es dem Kranken mit aller nöthigen Vorsicht anzuzeigen, denn sie fühlte sich nicht stark genug dazu.

Manuel trat in's Zimmer des Kranken.

„Hollah, Onkel Pedro!" sagte er; „wie geht's mit uns?"

„Es geht abwärts, Manuel," erwiederte der Kranke; „hast Du Etwas zu bestellen nach der andern Welt, so sag's schnell, denn ich lichte bald die Anker, mein Sohn."

„Ei was! Onkel Pedro, so steht's noch nicht mit Euch. Ihr werdet noch länger leben als ich. Indessen... wie das Sprichwort sagt... abgethane Geschäfte machen keine Sorge mehr... ich meine..."

„Du brauchst Nichts weiter zu sagen, Manuel," erwiederte der alte Pedro ruhig. „Sag' Deiner Mutter, daß ich bereit bin. Schon seit langer Zeit sehe ich Das kommen, und denke nur daran, und,"

fügte er mit leiser und schwacher Stimme hinzu, „und an sie!"

Manuel entfernte sich bewegt und wischte sich die Augen, obwohl er viel Blut und manchen Todeskampf in seiner militärischen Laufbahn gesehen hatte. So wahr ist es, daß die standhafteste Seele beim Anblicke des Todes weich wird, wenn man den Menschen nicht zwingt, sie als ein in den unermeßlichen Abgrund geschleudertes Atom zu betrachten, einen Abgrund, der vor Tausenden geöffnet wird durch den Stolz und Ehrgeiz von Menschen, die, ohne Autorität, ohne Recht und ohne Vernunft, der Welt ihre eigene Persönlichkeit und ihre Ideen haben aufdringen wollen.

Am folgenden Tage wüthete einer jener gewaltigen, tosenden Stürme, welche die Tagundnachtgleiche mit sich bringt. Man hörte den Wind in verschiedenen Tönen pfeifen wie eine Hydra, deren sieben Köpfe zu gleicher Zeit zischen.

Er brach sich an der Hütte, die unheilverkündend krachte; schaurig ertönte das unsichtbare Element in den schallenden Gewölben der hohen Ruine des Forts, brausend zwischen den gepeitschten Zweigen der Pinien, klagend in dem geängstigten Rohrgebüsche des Navazo und ächzend verschwand es den

Anger entlang, wie der Schatten, der sich allmälig über eine Landschaft verbreitet.

Mit der Wuth einer Furie, die ihr Schlangenhaar schüttelt, bewegte das Meer seine Wogen. Die Wolken lösten sich, gleich den Danaiden, unaufhörlich ab, um sich nach der Reihe in Strömen zu ergießen, welche die Aeste der Bäume zerknickten, und mit ihren Fluthen tiefe Furchen in die Erde gruben. Alles erbebte, zitterte oder klagte. Die Sonne war geflohen, und der trübe Schein des Tages war einförmig und düster wie ein Leichentuch.

Obgleich die Hütte durch den Felsen geschützt war, hatte der Sturm doch während der Nacht einen Theil des Daches heruntergerissen. Um dessen gänzlicher Zerstörung vorzubeugen, hatte Manuel mit Momo's Hilfe es mit einigen von den Ruinen hergeholten Steinen belastet. „Wenn Du Deinen Besitzer nicht mehr beherbergen willst,“ sagte Manuel, „so warte wenigstens bis er todt ist, ehe Du einstürzest.“

Wenn irgend ein anderer Blick als der Gottes durch das wüthende Unwetter in jene Einöde hätte dringen können, so würde er einen kleinen Trupp von Männern bemerkt haben, die, der Wuth des Sturmes trotzend, in ihre Mäntel gehüllt, in sich

gekehrt und schweigend, den Körper nach vorn geneigt und gesenkten Hauptes am Meere entlang schritten. Ihnen folgte, ernst und gemessen, ein Greis, die Arme nach orientalischer Weise auf der Brust gekreuzt, geführt von einem Knaben, der von Zeit zu Zeit ein Glöckchen erklingen ließ. In Zwischenräumen hörte man durch die Stöße des Orcans die ruhige und klangvolle Stimme des Alten, welche sprach: „Miserere mei Deus, secundum magnam misericordiam tuam.“ Und die Männer antworteten im Chore: „Et secundum multitudinem miserationum tuarum ~~et~~ iniquitatem meam.“

Der Regen durchnäßte sie, der Sturm peitschte sie; sie aber gingen unerschrocken ihren ernsten und gleichförmigen Gang.

Diese kleine Schaar bestand aus dem Pfarrer und einigen frommen Mitgliedern der Brüderschaft des heiligen Sacraments, welche, von Manuel geführt, einem Sterbenden die letzten Sacramente, den letzten Trost des Christen bringen wollten.

Nichts ist so sehr, wie die eben beschriebene Scene geeignet, die sittliche Wahrheit klar und lebendig hervortreten zu lassen, daß mitten im Tumulte und in den Stürmen der bösen Leidenschaften die Stimme der Religion sich dann und wann auch

selbst Denen, die sie vergessen und leugnen, ernst und mächtig, sanft aber entschieden hörbar macht.

Der Pfarrer trat in das Zimmer des Kranken.

Das ärmliche Gemach war, dank den Bemühungen der Tante Maria und des Bruders Gabriel, sorgfältig und anständig geschmückt und geordnet worden. Auf einem Tische stand ein Crucifix mit Lichtern und Blumen. Das Bett war reinlich und nett.

Nachdem die Ceremonie vorüber war, blieb Niemand bei dem Kranken, als der Pfarrer, die gute Tante Maria und Bruder Gabriel. Der alte Pedro lag ruhig. Nach einer kleinen Weile öffnete er die Augen und sagte:

„Ist sie nicht gekommen?“

„Onkel Pedro,“ antwortete Tante Maria, während zwei Thränen, die der Kranke nicht sehen konnte, über ihre gefurchten Wangen liefen, „es ist eine gute Strecke von hier bis Madrid. Sie hat geschrieben, daß sie sich auf den Weg machen wollte und bald werden wir sie hier sehen.“

Santaló verfiel wieder in seine Betäubung. Eine Stunde nachher bekam er die Besinnung wieder, richtete den Blick auf Tante Maria und sagte:

„Tante Maria, ich habe meinen göttlichen Er-

löser, der gnädig zu mir gekommen ist, gebeten, daß er mir verzeihe, daß er sie glücklich mache und Ihnen Alles vergelte, was Sie an uns gethan haben."

Hierauf wurde er ohnmächtig; noch einmal kehrte er zum Bewußtsein zurück, öffnete seine vom Tode schon halb gebrochenen Augen, und sagte mit kaum hörbarer Stimme:

„Sie ist nicht gekommen!"

Darauf ließ er den Kopf auf das Kissen fallen und rief mit lauter und fester Stimme aus:

„Barmherzigkeit, Herr!"

„Betet das Credo," sagte der Pfarrer, die Hände des Sterbenden zwischen die seinigen nehmend und sich seinem Ohre nähernd, um ihm inmitten des mehr und mehr schwindenden Bewußtseins noch einige Worte von Glaube, Liebe und Hoffnung verständlich zu machen.

Tante Maria und Bruder Gabriel knieten nieder.

Tiefes Schweigen und majestätische Ruhe herrschten in dem niedrigen Raume, in welchen so eben der Tod eingezogen war.

Draußen brüllte der entfesselte Sturm fort.

Drinnen war Alles Ruhe und Frieden. Denn

Gott nimmt dem Tode seine Schrecken und seine Bangnisse, wenn die Seele sich mit dem Rufe: Barmherzigkeit! zum Himmel schwingt, umgeben von inbrünstigen Herzen, die auf Erden wiederholen: Barmherzigkeit!

Zehntes Capitel.

Die Welt ist zusammengesetzt aus Contrasten. Es ist dies weder eine sehr neue, noch sehr originelle Bemerkung; aber jeden Tag bietet sich unsern Blicken Morgenroth und Sonnenuntergang dar, und trotz der Wiederholung sehen wir sie jedes Mal mit Ueberraschung und Bewunderung.

So kam es, daß, während der arme Fischer seinen einfachen und frommen Freunden das große und erhabene Schauspiel gab, wie ein Christ stirbt, seine Tochter vor dem bis zum Wahnsinne begeisterten Madrider Publicum als eine Primadonna figurirte, die, ohne einen Tropfen italienischen Blutes in den Adern zu haben, in der Ausübung ihrer Kunst bereits den großen Tenorini selbst verdunkelte. Das war genug, um den alten, edeln Stolz der Zeiten Karl's III. wieder herzustellen, uns für immer von

der Wuth und dem Kitzel der Nachahmung zu befreien, und zu unserer unbefleckten und reinen Nationalität zurückzuführen, kurz, es war genug, um zu den Statuen Philipp's IV. und Cervantes' zu sagen: „Demüthigt Euch, berühmte Schatten, denn hier ist Jemand, der Euere Größe und Euern Ruhm überragt." Es fehlte nicht an Enthusiasten, die daran dachten, sich mit der Bitte an die Königin zu wenden, sie möge geruhen, Maria in den Adelstand zu erheben und ihr ein Wappen zu geben; kurz der Eindruck, den sie auf das Publicum von Madrid hervorbrachte, war der Art, daß man in den Bureaux nicht mehr schrieb, in den Collegien nicht mehr studirte; sogar die Raucher vergaßen nach den Tabacksläden zu gehen. Die Tabacksfabrik erbebte vor Unwillen in ihren Grundlagen, obgleich dieselben, allbekanntermaßen so tief sind, daß sie bis nach Amerika reichen.

Der ganze Enthusiasmus, den wir hier nur unvollkommen skizzirt haben, gab sich eines Abends vor der Thür des Theaters in einer Gruppe junger Leute kund, die sich bemühten, denselben zwei neu angekommenen Fremden mitzutheilen. Diese kunstverständigen Jünglinge priesen, prüften und zergliederten nicht nur die Beschaffenheit von Mariens

Organ, die Biegsamkeit ihrer Kehle und Alles, was ihren Gesang so ausgezeichnet machte, sondern sie ließen auch ihre persönlichen Gaben die Revue passiren. Ein anderer junger Mann stand, bis an die Augen in seinen Mantel gehüllt, unbeweglich und schweigend in der Nähe jener Gruppe; als man aber anfing, von ihren physischen Vorzügen zu reden, stampfte er zornig mit dem Fuße auf den Boden.

„Ich wette hundert Guineen, Vicomte von Fis,“ sagte unser Freund, Sir John Burnwood, der keine Erlaubniß erhalten hatte, den Alcaçar mitzunehmen, und jetzt dieselbe Bitte in Bezug auf das Escurial wiederholen wollte, „ich wette, die Frau wird in Frankreich mehr Aufsehen machen als Madame Lafarge, in England mehr als Tom Pouce, in Italien mehr als Rossini.“

„Ich zweifle nicht daran, Sir John,“ antwortete der Vicomte.

„Was für arabische Augen!“ fügte der junge Don Celestino Armonia hinzu. „Was für eine schlanke Taille! Was die Füße betrifft, so sieht man sie nicht, aber man muthmaßt sie, und um ihr Haar würde eine Magdalena sie beneiden.“

„Ich brenne vor Ungeduld, dies Wunder zu sehen und zu hören,“ rief begeistert der Vicomte,

der, wie sein Name anzeigte, einen halben Ton höher gestimmt war, als die übrigen Vicomtes; „halten wir unsere Operngucker bereit und gehen wir hinein."

Unterdessen war der vermummte junge Mann verschwunden.

Maria, als Semiramis gekleidet, war zum Auftreten bereit. Mehrere Personen umgaben sie.

Da trat der Vermummte, der kein Anderer war als Pepe Vera, herein, näherte sich ihr und sagte ihr, ohne daß Jemand es hörte, in's Ohr:

„Du sollst nicht singen!" Darauf ging er mit ruhiger und gleichgiltiger Miene weiter.

Maria wurde blaß vor Erstaunen und gleich darauf roth vor Unwillen.

„Komm, Marina," sagte sie zu ihrem Mädchen, „bring die Falten meines Kleides in Ordnung, es wird gleich anfangen." Und mit lauter Stimme, damit Pepe Vera, der sich entfernte, es hören sollte, fügte sie hinzu: „Mit dem Publicum spielt man nicht."

„Señora," sagte einer der Theaterbeamten, „kann ich den Vorhang aufziehen lassen?"

„Ich bin bereit," antwortete sie.

„Kaum aber hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie einen durchdringenden Schrei ausstieß.

Pepe Vera war umgekehrt, und mit brutaler Gewalt ihren Arm ergreifend hatte er wiederholt: „Du sollst nicht singen!"

Von Schmerz überwältigt hatte sich Maria weinend auf einen Stuhl geworfen. Pepe Vera war verschwunden.

„Was fehlt ihr! Was ist vorgefallen?" fragten alle Anwesenden.

„Er hat mir wehe gethan," antwortete Maria weinend.

„Was fehlt Euch, Señora?" fragte der Director, den man von dem Vorgefallenen benachrichtigt hatte.

„Es ist Nichts," erwiederte Maria aufstehend und ihre Thränen trocknend. „Es ist schon vorüber; ich bin bereit. Lassen Sie uns gehen."

In diesem Augenblicke trat Pepe Vera, leichenblaß und mit Augen, die wie zwei Kohlenpfannen glühten, zwischen den Director und Maria.

„Es ist eine Grausamkeit," sagte er mit vieler Ruhe, „eine Frau, die sich nicht auf den Füßen halten kann, auftreten zu lassen."

„Wie, Señora?" rief der Director aus, „sind Sie krank? Seit wann? Noch vor einer Minute

habe ich Sie ja so strahlend, so munter und so lebendig gesehen!"

Maria wollte antworten, aber sie schlug die Augen nieder und öffnete die Lippen nicht. Pepe Vera's schreckliche Blicke übten einen Zauber auf sie aus, wie die der Schlange auf den Vogel.

„Warum nicht die Wahrheit sagen?" fuhr Pepe gelassen fort. „Warum wollen Sie nicht gestehen, daß Sie nicht im Stande sind, zu singen? Ist das vielleicht eine Sünde? Sind Sie eine Sclavin, daß man Sie zwingen will, zu thun, was Sie nicht können?"

Unterdessen wurde das Publicum ungeduldig. Der Director wußte nicht, was er thun sollte. Die Behörde ließ sich nach der Ursache der Verzögerung erkundigen, und während der Director erklärte, was vorgefallen war, zog Pepe Vera Marien unter dem Vorwande, daß sie des Beistandes bedürfe, mit sich fort, wobei er sie mit solcher Gewalt bei der Hand ergriff, als ob er ihr die Knochen zerbrechen wollte, und mit gedämpfter aber fester Stimme zu ihr sagte:

„Zum Teufel! Ist's nicht genug, wenn ich sage, daß ich nicht will?"

Als sie in dem Zimmer, welches Marien zur

Garderobe diente, allein waren, machte diese ihrem Zorne Luft.

„Unverschämter! Nichtswürdiger!“ rief sie mit vor Zorn erstickter Stimme. „Wer gibt Dir das Recht, mich so zu behandeln?“

„Meine Liebe zu Dir,“ antwortete Pepe Vera kalt.

„Verwünscht sei Deine Liebe!“ rief Maria.

Pepe Vera lachte auf.

„Du sagst das, als ob Du ohne meine Liebe leben könntest!“

„Geh, geh!“ rief Maria aus, „und komm mir nie wieder vor die Augen.“

„Bis Du mich rufst.“

„Ich Dich? Eher den Teufel.“

„Das kannst Du thun, ich werde nicht eifersüchtig auf ihn sein.“

„Geh! Fort im Augenblicke, verlaß mich!“

„Gut,“ sagte der Stierfechter; „ich gehe grades Wegs zu Lucia del Salto.“ — Maria war in hohem Grade eifersüchtig auf die Tänzerin, welcher Pepe Vera vor seiner Bekanntschaft mit der Erstern den Hof gemacht hatte.

„Pepe! Pepe!“ rief Maria, „Schändlicher! Nach dem Uebermuthe noch Treulosigkeit?“

„Die,“ sagte Pepe Vera, „thut nur, was ich will. Du bist eine zu vornehme Dame für mich. Also ... wenn Du willst, daß wir gut mit einander fertig werden, so muß es nach meinem Willen gehen. Wenn Du befehlen willst, nicht gehorchen, so hast Du ja Deine Herzöge, Deine Gesandten, Deine langweiligen und verlebten Excellenzen.“

Mit diesen Worten wollte er nach der Thür gehen.

„Pepe! Pepe!“ schrie Maria, ihr Taschentuch zwischen ihren zusammengekniffenen Fingern zerreißend.

„Rufe den Teufel,“ antwortete ironisch Pepe Vera.

„Pepe! Pepe! Merke, was ich Dir sage. Wenn Du zur Lucia gehst, so laß ich mir von dem Herzoge den Hof machen.“

„Wessen unterstehst Du Dich?“ antwortete Pepe, ein paar Schritte zurücktretend.

„Ich wage Alles, um mich zu rächen.“

Pepe blieb mit untergeschlagenen Armen vor Maria stehen und sah sie fest an.

Maria hielt, ohne eine Mine zu verziehen, diese Blicke aus, die durchdringend waren wie Wurfspieße.

Das schien mehr eine Liebe zwischen Tigern, als zwischen menschlichen Wesen. Und von dieser Art ist doch die Liebe, welche die neueste Literatur den Herren und Damen der feinen Welt zuschreibt.

In jenem kurzen Augenblicke sondirten sich beide Naturen gegenseitig und erkannten, daß sie von derselben Beschaffenheit und Stärke waren. Es mußte gebrochen oder der Kampf mußte aufgegeben werden. Mit gegenseitiger Einwilligung verzichtete Jeder auf den Sieg.

„Komm, Mariechen," sagte Pepe Vera, der eigentlich der Schuldige war. „Laß uns Freunde sein und den Groll vergessen. Ich gehe nicht zu Lucia; dafür aber, und damit wir Einer des Andern sicher sind, wirst Du mich diesen Abend in Deiner Wohnung verstecken, damit ich dem Besuche des Herzogs beiwohnen, und mich durch eigenen Augenschein überzeugen kann, daß Du mich nicht hintergehst."

„Unmöglich," antwortete Maria stolz.

„Nun gut," sagte Pepe, „dann weißt Du, wohin ich von hier aus gehe."

„Nichtswürdiger!" antwortete Maria, vor Wuth die Faust ballend, „Du setzest mir den Dolch auf die Brust!"

Eine Stunde nach diesem Auftritte saß Maria zurückgelehnt auf dem Sopha und der Herzog neben ihr; Stein hielt die Hände seiner Frau in den seinigen und beobachtete ihren Puls.

„Es ist Nichts, Maria,“ sagte Stein, „es ist Nichts, Herr Herzog; ein nervöser Anfall, der bereits vorüber ist. Der Puls ist vollkommen ruhig. Ruhe, Maria, Ruhe. Du arbeitest Dich todt. Seit einiger Zeit sind Deine Nerven außerordentlich gereizt. Dein Nervensystem leidet durch den Eifer, mit welchem Du Deine Rollen studirst. Ich hege nicht die mindeste Besorgniß, und gehe deshalb, um bei einem schwer Kranken zu wachen. Nimm das niederschlagende Mittel, das ich Dir verschreiben will, vor dem Schlafengehen ein Glas Orgeade und morgen früh Eselsmilch.“ Und sich zu dem Herzoge wendend fügte er hinzu: „Meine Pflicht, Herr Herzog, nöthigt mich, so leid es mir thut, mich zu entfernen.“

Und nachdem er nochmals seiner Frau Ruhe empfohlen hatte, entfernte sich Stein mit einer tiefen Verbeugung gegen den Herzog.

Dieser, Maria gegenüber sitzend, blickte sie lange Zeit an.

Sie schien außerordentlich verstimmt.

„Sind Sie müde, Maria?“ sagte der Herzog in jenem sanften Tone, den nur die Liebe der menschlichen Stimme geben kann.

„Ich ruhe mich ja jetzt aus,“ antwortete sie.

„Soll ich weggehen?“

„Wenn es Ihnen beliebt ...“

„Im Gegentheil, ich würde es sehr ungern thun.“

„Nun, dann bleiben Sie.“

„Maria,“ sagte der Herzog nach einigen Augenblicken des Schweigens und ein Papier aus der Tasche ziehend, „wenn ich Sie nicht sprechen kann, so singe ich Ihr Lob. Ich habe hier einige Verse, die ich vergangene Nacht gemacht habe; denn des Nachts, Maria, träume ich, ohne zu schlafen. Seit der Friede meines Herzens geflohen ist, flieht auch der Schlaf meine Augen. Verzeihung, Verzeihung, Maria, wenn diese Worte, die aus meinem übervollen Herzen fließen, die Unschuld Ihrer Gefühle beleidigen, die so rein sind, wie Ihre Stimme. Auch ich habe mit Ihnen gelitten.“

„Sie sehen ja,“ erwiederte sie gähnend, „daß es Nichts von Bedeutung gewesen ist.“

„Soll ich Ihnen die Verse vorlesen, Maria?“ fragte der Herzog.

„O ja,“ antwortete Maria kalt.

Der Herzog las ein sehr hübsches Gedicht.

„Sie sind recht hübsch,“ sagte Maria etwas lebhafter. „Sollen sie im „Heraldo“*) erscheinen?“

---

*) Eine bekannte Madrider Zeitung.

„Wünschen Sie es?“ fragte der Herzog seufzend.

„Ich glaube, daß sie es verdienen,“ erwiederte Maria.

Der Herzog schwieg und stützte den Kopf in die Hand.

Als er ihn wieder erhob, sah er in Maria's Augen, welche auf die Glasthür ihres Schlafzimmers gerichtet waren, einen hellen Strahl, der sogleich wieder verschwand. Er wandte den Kopf nach jener Seite, sah aber Nichts.

In der Zerstreuung hatte er das Papier mit den Versen, die Maria nicht den Wunsch ausgesprochen hatte, zu besitzen, zusammengerollt.

„Wollen Sie von dem Sonett eine Cigarre machen?“ fragte Maria.

„So würde es doch wenigstens noch zu Etwas dienen,“ antwortete der Herzog.

„Geben Sie sie mir, ich will sie aufheben,“ sagte sie.

Der Herzog legte in das zusammengerollte Papier einen prachtvollen Brillantring.

„Wie?“ fragte Maria, „den Ring auch?“

Und sie steckte ihn an ihren Finger, indem sie das Papier auf die Erde fallen ließ.

„Ach!“ dachte der Herzog, „sie hat kein Herz

für die Liebe und keine Seele für die Poesie! Sie scheint nicht einmal Blut zum Leben zu haben. Und dennoch liegt der Himmel in ihrem Lächeln, die Hölle in ihren Augen, und Alles was Himmel und Erde umfassen in den Tönen ihrer wundervollen Stimme."

Der Herzog stand auf.

„Pflegen Sie der Ruhe, Maria," sagte er. „Ruhen Sie getrost in dem glücklichen Frieden Ihrer Seele, ohne sich durch den Gedanken stören zu lassen, daß Andere wachen und leiden."

Elftes Capitel.

Kaum hatte der Herzog die Thür zugemacht, als Pepe laut lachend aus der des Schlafzimmers heraustrat.

„Willst Du still sein!“ sagte Maria, indem sie den Solitär, welchen der Herzog ihr so eben zum Geschenk gemacht hatte, in den Strahlen des Lichtes spielen ließ.

„Nein,“ antwortete der Stierfechter, „denn ich würde vor Lachen ersticken. Ich bin nicht mehr eifersüchtig, Mariechen; eben so eifersüchtig wie der Sultan in seinem Serail. Arme Frau! Was würde aus Dir werden, mit einem Manne, der Dir den Hof mit Recepten macht, und einem Liebhaber, der Dir seine Huldigungen in Versen darbringt, wenn Du nicht Einen hättest, der Dich liebt, wie sich's gehört? Jetzt, wo der Eine hingegangen ist, um im Wachen zu

träumen, der Andere, um im Schlafe zu wachen, wollen wir Beide hingehen und mit den lustigen Leuten, die uns erwarten, zu Abend essen."

„Nein, Pepe. Ich fühle mich nicht wohl. Der Anfall, den ich gehabt habe und die Kälte beim Herausgehen aus dem Theater haben mich krank gemacht. Ich habe Fieber."

„Deine vornehme Ziererei!" sagte Pepe Vera. „Komm mit! Ein gutes Abendessen wird Dir besser sein, als diese geschmacklose Orgeade, und ein paar Gläser guten Weines besser als die ekelhafte Eselsmilch; komm, komm."

„Ich gehe nicht mit; es weht Nordwind vom Guadarrama her, so ein Wind, der zwar kein Licht auslöscht, aber einen Menschen tödtet."

„Nun gut," sagte Pepe, „wenn das Dein Wille ist, und Du lieber Deine Medicin nimmst, gute Nacht."

„Wie!" rief Maria aus. „Du willst zu Abend essen und mich verlassen, so allein und krank wie ich bin, und nur durch Dich?"

„Nun," erwiederte der Stierfechter; „soll ich etwa auch Diät halten? Mit nichten, kleine Braune. Man erwartet mich und ich gehe. Du bringst Dich um ein großes Vergnügen."

Mit einer Bewegung des Zornes stand Maria

auf, warf einen Stuhl um, verließ das Zimmer, die Thür heftig hinter sich zuschlagend, und kam nach kurzer Zeit zurück, schwarz gekleidet, mit einer Mantille, deren Capuze ihr Gesicht verbarg, und in ein großes Tuch gehüllt, und Beide gingen fort.

Als Stein spät in der Nacht nach Hause zurückkam, übergab ihm der Diener einen Brief. Als er in seinem Zimmer war, öffnete er ihn. Sein Inhalt lautete wie folgt:

„Herr Doctor!

Halten Sie diesen Brief nicht für anonym; ich thue Alles ohne Hehl. Ich sage Ihnen daher zunächst, daß ich Lucia del Salto heiße, ein, wie ich glaube, hinlänglich bekannter Name.

Mein Herr Gatte der Santaló, man muß so gut und so dumm sein wie Sie, um nicht zu merken, daß Ihre Frau die Geliebte Pepe Vera's ist, der mein Verlobter war; das kann ich wohl sagen, denn ich bin nicht verheirathet und hintergehe Niemand. Wenn Sie wünschen, daß Ihnen der Staar gestochen wird, so gehen Sie diese Nacht nach der Straße*** Nro. 13 und da werden Sie es machen wie der heilige Thomas.“

„Kann es eine solche Niederträchtigkeit geben!“ rief Stein aus, indem er den Brief auf die Erde

fallen ließ. Meine arme Maria hat Neider und ohne Zweifel sind es Frauen vom Theater. Arme Maria! Sie ist krank und schläft vielleicht jetzt süß. Ich will aber sehen, ob ihr Schlaf ruhig ist. Heut Abend war sie nicht wohl. Ihr Puls war erregt und ihre Stimme heiser. Es gibt so viele Lungenkrankheiten in Madrid."

Stein nahm ein Licht, verließ sein Zimmer, ging in den Saal, durch welchen man in das Schlafzimmer seiner Frau gelangte, trat auf den Zehenspitzen ein, näherte sich dem Bette, schlug die Vorhänge zurück ... Niemand!

In eine so rechtschaffene, vertrauensvolle Seele wie Stein fand die Ueberzeugung von einem so abscheulichen Betruge nicht so leicht und ohne Kampf Eingang.

„Nein," sagte er nach einigen Augenblicken der Ueberlegung. „Es ist nicht möglich! Sie muß Etwas haben, irgend einen unvorhergesehenen Grund."

„Dennoch," fuhr er nach einer abermaligen Pause fort, „darf mir Nichts auf dem Herzen bleiben. Ich muß auf die Verläumdung antworten können, nicht nur mit Verachtung, sondern mit einem feierlichen: „Du lügst!" und mit positiven Beweisen.

Mit Hilfe der Nachtwächter konnte Stein leicht den in dem Briefe angegebenen Ort finden.

Das bezeichnete Haus hatte keinen Portier; die Thür nach der Straße war offen. Stein trat ein und stieg die Treppe hinauf, wußte aber, als er auf dem ersten Absatze anlangte, nicht, wohin er sich wenden sollte.

Sein anfangs so fester Entschluß war erschüttert und er fing an, sich dessen, was er that, zu schämen. „Spioniren," sagte er, „ist eine Niederträchtigkeit. Wenn Maria wüßte, was ich thue, würde sie sich schwer beleidigt fühlen und mit Recht. Mein Gott! Die Frau beargwohnen, die wir lieben, heißt das nicht, die erste Wolke am reinen Himmel der Liebe schaffen? Ich spioniren! So weit hat mich das verächtliche Schreiben eines noch verächtlichern Weibes gebracht? — Ich kehre um. Morgen werde ich Maria um Alles fragen, was ich zu wissen wünsche, denn dies ist das geziemende, natürliche und ehrenwerthe Mittel. Auf, mein Herz! Reinige meine Gedanken von Argwohn, wie die Sonne die Atmosphäre von schwarzen Schatten reinigt."

Stein stieß einen tiefen Seufzer aus, der ihn ersticken zu wollen schien, und fuhr mit seinem Taschentuche über seine feuchte Stirn. „O," rief er aus, „der

Argwohn, der den Gedanken an die Möglichkeit des Betruges erzeugt, einen Gedanken, der in unserer Seele nicht vorhanden war, o! der schändliche Argwohn, der Sohn böser Triebe und noch böserer Einflüsterungen; dieses Ungeheuer hat für einen Augenblick meine Seele erniedrigt, und jetzt werde ich für immer vor Maria erröthen müssen!"

In diesem Augenblicke öffnete sich eine Thür, die auf den Treppenabsatz ging, auf welchem Stein stillgestanden war, und heraus drang Gläserklang, Singen und Lachen. Ein Mädchen, welches mit leeren Flaschen aus der Thür kam, trat zurück, um Stein durchzulassen, dessen Anblick und Kleidung ihr Respect einflößten.

„Gehen Sie nur hinein," sagte sie zu ihm; „Sie kommen aber spät, denn das Abendessen ist vorbei." Damit ging sie weiter.

Stein befand sich in einem kleinen Vorgemache. Eine Thür, die zu einem anstoßenden Saale führte, war geöffnet. Stein näherte sich derselben. Kaum hatten seine Augen einen Blick in das Innere jenes Zimmers geworfen, als er unbeweglich und wie versteinert stehen blieb.

Wie der Herzog durch Hoheit der Gesinnung und Seelenadel, so war Stein durch Güte und

Reinheit des Herzens über Marien verblendet. Wie groß war daher sein Schrecken, als er sie ohne Mantille auf einem Tabouret am Tische sitzen sah, die Füße auf einen Schemel gestellt, auf welchem Pepe Vera mit einer Guitarre im Arme saß und sang:

„Weib aus Andalusiens Fluren,
Sonnenglanz strahlt Dir im Blick,
Morgenroth in Deinem Lächeln,
Deine Lieb' ist Himmelsglück."

„Gut, gut, Pepe!" riefen die andern Tischgenossen. „Jetzt ist die Reihe an Marisalada. Marisalada soll singen. Wir sind keine Leute im Ueberrocke und Paletot, aber wir haben Gehör so gut wie sie; im Punkte der Ohren gibt's weder arm noch reich. Nun, Mariechen, singen Sie für Ihre Landsleute, die es verstehen; denn die Leute mit Ordensband und Stern können nur französisch trällern."

Maria nahm die Guitarre, die Pepe Vera ihr kniend reichte und sang:

„Ich lobe mir ein ärmlich Mahl,
Gewürzt mit Lust und Scherzen;
Die Langeweil' im Prunkgemach
Ist nicht nach meinem Herzen."

Ein Sturm von Händeklatschen, Vivats und

schmeichelhaften Complimenten, von dem die Fensterscheiben erzitterten, folgte dieser Strophe.

Stein erröthete wie ein Granatapfel, weniger vor Entrüstung als vor Scham.

„Der Pepe Vera ist doch ein Glückskind,“ sagte einer der Genossen.

„Er hat mehr Glück als er haben will!“

„Mein heutiges Glück gebe ich nicht für ein Kaiserreich hin,“ erwiederte der Stierfechter.

„Aber was sagt denn der Gemahl dazu?“ fragte ein Picador, der mehr Jahre zählte, als alle die Uebrigen der Gesellschaft.

„Der Gemahl?“ antwortete der Stierfechter; „ich stehe mit Sr. Gnaden nur auf dem Fuße der Höflichkeit. Pepe Vera hat es nur mit wilden Stieren zu thun.“

Stein war verschwunden.

Zwölftes Capitel.

Am Tage nach den im vorigen Capitel erzählten Begebenheiten saß der Herzog in seiner Bibliothek vor seinem Schreibtisch. Er hielt die Feder unbeweglich und steif in der Hand, wie eine Ordonanz, die nur den Befehl erwartet, um sich auf den Weg zu machen.

Da öffnete sich langsam die Thür und der schöne Kopf eines neunjährigen Knaben,, fast versteckt unter einer Fülle schwarzer Locken, wurde sichtbar.

„Papa Carlos," sagte er, „bist Du allein? Kann ich hereinkommen?"

„Seit wann, mein Engel," antwortete der Vater, „brauchst Du denn Erlaubniß, in mein Zimmer zu kommen?"

„Seitdem Du mich nicht mehr so lieb hast, wie früher," antwortete das Kind, sich vor seinem Vater

auf die Knie niederlassend. „Und ich bin doch artig; ich lerne gut bei Don Federico, wie Du es mir befohlen hast, und zum Beweise will ich einmal Deutsch sprechen."

„Wirklich?" sagte der Herzog, seinen Sohn auf den Arm nehmend.

„Wirklich; höre nur zu. Gott segne meinen guten Vater; das heißt auf spanisch: Dios bendiga á mi buen padre."

Der Herzog schloß das reizende Kind in seine Arme, und der Knabe legte seine Händchen auf des Vaters Schultern und fügte, sich rückwärts biegend, hinzu:

„Und meine liebe Mutter, das heißt auf spanisch: y á mi querida madre. — Jetzt gib mir einen Kuß," fuhr der Knabe fort, indem er dem Vater um den Hals fiel.

„Aber," sagte er plötzlich, „ich habe vergessen, daß ich Etwas von Don Federico zu bestellen habe."

„Von Don Federico?" fragte der Herzog verwundert.

„Er sagt, er wünsche Dich zu sprechen."

„Er soll eintreten, er soll eintreten. Geh' und sag' ihm das, mein Kind; seine Zeit ist kostbar, er darf sie nicht verlieren."

Der Herzog legte das Papier, auf welches er einige Zeilen geschrieben hatte, in sein Pult, und Stein trat ein.

„Herr Herzog,“ sagte er, „Sie werden sehr überrascht sein, denn ich komme, um mir Ihre Befehle zu erbitten, Ihnen für so viele Güte zu danken und Ihnen anzuzeigen, daß ich sofort abreisen werde.“

„Abreisen!“ rief der Herzog mit dem Ausdrucke der größten Ueberraschung aus.

„Ja, Herr Herzog, unverzüglich.“

„Unverzüglich? Und Maria?“

„Maria geht nicht mit mir.“

„Sie scherzen, Don Federico, das ist unmöglich.“

„Unmöglich, Herr Herzog, ist nur, daß ich länger hier verweile.“

„Und der Grund?“

„Ach! Fragen Sie mich nicht darum, denn ich kann ihn Ihnen nicht sagen.“

„Ich kann mir nicht einen denken,“ sagte der Herzog, „der hinreichend wäre, eine solche Thorheit zu rechtfertigen.“

„Es muß wohl ein sehr gebieterischer Grund sein,“ antwortete Stein, „der mich zu diesem äußersten Entschlusse nöthigt.“

„Aber, Freund Stein, was ist das für ein Grund?“

„Ich muß ihn verschweigen, Herr Herzog.“

„Was müssen Sie verschweigen?“ rief der Herzog, immer mehr erstaunt, aus.

„Ich glaube, daß ich es muß, und diese Pflicht beraubt mich des einzigen Trostes, der mir noch übrig blieb, des Trostes, dem edeln und großmüthigen Manne, der mir seine mächtige Hand öffnete und mich seiner Freundschaft würdigte, mein Herz ausschütten zu können.“

„Und wohin gehen Sie?“

„Nach Amerika.“

„Das ist unmöglich, Stein; ich wiederhole, es ist unmöglich!“ rief der Herzog aus, indem er sich in stets wachsender Aufregung von seinem Stuhle erhob. „Nichts in der Welt kann Sie zwingen, Ihre Frau zu verlassen, sich von Ihren Freunden zu trennen, Ihre Stellung aufzugeben, Ihre Patienten im Stiche zu lassen, wie ein leichtsinniger Mensch. Besitzen Sie Ehrgeiz? Hat man Ihnen in Amerika bessere Anerbietungen gemacht?“

Stein lächelte bitter.

„Bessere Anerbietungen, Herr Herzog? Hat nicht das Glück alle Hoffnungen, die Ihr armer

Reisegefährte je hätte träumen können, übertroffen?"

„Sie machen mich ganz wirr," sagte der Herzog. „Ist es eine Laune? Ist es ein Anfall von Wahnsinn?"

Stein schwieg.

„Jedenfalls," fügte der Herzog hinzu, „ist es eine Undankbarkeit."

Bei diesem harten und zugleich rührenden Worte bedeckte Stein das Gesicht mit den Händen, und sein lange unterdrückter Schmerz brach in tiefes Schluchzen aus.

Der Herzog näherte sich ihm, ergriff seine Hand und sagte:

„Es liegt keine Indiscretion darin, seinen Schmerz in das Herz eines Freundes auszuschütten, und keine Pflicht kann einem Menschen verbieten, Rath anzunehmen von Denjenigen, die sich für sein Wohl interessiren, besonders in ernsten Lebensverhältnissen. Reden Sie, Stein. Oeffnen Sie mir Ihr Herz. Sie sind zu aufgeregt, um mit kaltem Blute zu handeln, Ihre Vernunft ist zu getrübt, um Ihnen besonnen rathen zu können. Setzen Sie sich zu mir auf den Divan. Ueberlassen Sie sich ganz meinem Rathe in einer Sache, die von

großer Wichtigkeit zu sein scheint, wie ich in gleichem Falle mich ganz dem Ihrigen überlassen würde."

Stein gab sich überwunden; er setzte sich neben den Herzog, und Beide schwiegen einige Zeit. Stein schien über die Art und Weise nachzudenken, wie er die Erklärung, welche des Herzogs Freundschaft von ihm verlangte, abgeben solle. Endlich erhob er langsam den Kopf.

„Herr Herzog," sagte er, „was würden Sie thun, wenn die Frau Herzogin Ihnen einen andern Mann vorzöge . . . wenn sie Ihnen untreu wäre?"

Der Herzog sprang auf, warf stolz den Kopf in die Höhe und blickte den Redenden streng an.

„Herr Doctor, diese Frage . . ."

„Antworten Sie mir, antworten Sie mir," sagte Stein, mit der Geberde eines Tiefbekümmerten die Hände faltend.

„Beim heiligen Christus!" rief der Herzog, „Beide würden von meiner Hand sterben!"

Stein blickte zu Boden.

„Ich werde sie nicht tödten," sprach er; „ich werde selbst den Tod suchen."

Da fing der Herzog an, die Wahrheit zu ahnen, und ein Zittern, dessen er nicht Herr werden konnte, überlief seine Glieder.

„Maria!“ rief er endlich aus.

„Maria,“ antwortete Stein, ohne den Kopf zu erheben, als ob die Schande seiner Frau eine Last wäre, die ihn niederdrückte.

„Und Ihr habt sie entdeckt?“ sagte der Herzog, dessen halberstickte Stimme die Worte kaum hervorbringen konnte.

„Bei einer wahren Orgie,“ antwortete Stein, „die eben so zügellos wie gemein war, wo Wein und Taback als Wohlgerüche dienten und der Stierfechter Pepe Vera sich rühmte, ihr Liebhaber zu sein. Ach, Maria, Maria!“ fuhr er fort, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Der Herzog, der, wie alle Männer von klarem Geiste, eine große Herrschaft über sich selbst besaß, ging einige Zeit im Zimmer umher. Dann stand er vor seinem armen Freunde still und sprach:

„Reisen Sie, Stein.“

Stein stand auf, drückte des Herzogs Hände in den seinigen und wollte reden, aber er konnte nicht.

Der Herzog umarmte ihn.

„Muth, Stein,“ sagte er, „und auf Wiedersehn.“

„Leben Sie wohl, und . . . auf immer!“ murmelte Stein und stürzte aus dem Zimmer.

Als der Herzog allein war, ging er lange Zeit auf und nieder. In dem Maße, wie die Aufregung sich beruhigte, die sich bei Stein's schrecklicher und unerwarteter Enthüllung seiner bemächtigt hatte, trat ein Lächeln der Verachtung auf seine Lippen. Der Herzog gehörte nicht zu den Männern von bösen, lasterhaften und gemeinen Neigungen, für welche die Ausschweifungen der Frau, anstatt ein Grund zur Abneigung und zum Widerwillen, vielmehr ein Reizmittel ihrer groben Gelüste sind. In seinem hohen, stolzen, graden und edeln Gemüthe konnten nicht Liebe und Verachtung, konnten nicht die zartesten und die verworfensten Gefühle neben einander wohnen.

Die Verachtung erstickte daher in seinem Herzen jede Neigung, wie der Schnee die Flamme des Opferbrandes auf dem Altare. Die Frau, die er in seinen Versen besungen und die ihn in seinen Träumen verführt hatte, existirte jetzt nicht mehr für ihn.

„Und ich," sagte er, „habe sie angebetet wie ein ideales Wesen, habe sie verehrt, wie die Tugend selbst, und geachtet, wie man die Gattin eines Freundes achten soll! . . . Ich habe, ganz hingerissen von ihr, mich von der edeln Frau, die meine

erste, meine einzige Liebe war, entfernt; von der keuschen, reinen Mutter meiner Kinder, meiner Leonore, die Alles schweigend und ohne Klage ertragen hat!“

Mit einer raschen Bewegung und dem mächtigen Einflusse seiner letzten Betrachtungen nachgebend verließ der Herzog sein Cabinet und begab sich nach den Gemächern seiner Frau. Er trat durch eine geheime Thür ein. Als er sich dem Zimmer näherte, wo die Herzogin den Tag zuzubringen pflegte, hörte er sprechen und seinen Namen nennen. Er stand still.

„Hat sich der Herzog etwa unsichtbar gemacht?“ sagte eine sauersüße Stimme. „Seit vierzehn Tagen bin ich in Madrid, und mein lieber Neffe hat sich nicht nur nicht herabgelassen, mich zu besuchen, sondern ich habe ihn auch nirgends gesehen.“

„Er weiß vielleicht nicht, daß Sie angekommen sind, Tante,“ erwiederte die Herzogin.

„Er sollte nicht wissen, daß die Marquise von Gutibamba in Madrid angekommen ist? Das ist unmöglich, Nichte. Er wäre der Einzige in der ganzen Hauptstadt, der es nicht wüßte. Ueberdies, scheint mir, hast Du Zeit genug gehabt, es ihm zu sagen.“

„In der That, Tante, ich habe mich dieser Vergeßlichkeit schuldig gemacht.“

„Es ist aber auch nicht zu verwundern,“ fuhr die sauersüße Stimme fort. „Wie soll er Geschmack an meiner Gesellschaft und an Leuten meines Standes finden, da alle Welt sagt, daß er nur noch mit Komödiantinnen umgeht?“

„Das ist nicht wahr,“ antwortete die Herzogin trocken.

„Entweder Du bist blind,“ sagte die Marquise gereizt, „oder Du duldest es.“

„Etwas, das ich nie dulden werde,“ sagte die Herzogin, „ist, daß die Verleumdung meinen Gatten hier in seinem eigenen Hause und vor den Ohren seiner Frau angreife.“

„Du würdest besser thun,“ fuhr die sauersüße Stimme fort, immer mehr an Süßigkeit ab- und an Säure zunehmend, „wenn Du verhindertest, daß Dein Mann zu den vielen Gesprächen in Madrid über sein Betragen Anlaß gäbe, anstatt ihn zu vertheidigen und alle Deine Freunde durch Deine scharfen und zurückstoßenden Redensarten, die Du ohne Zweifel auf Anordnung Deines Beichtvaters in Bereitschaft hast, von Dir zu entfernen.“

„Tante,“ antwortete die Herzogin, „Sie würden

besser thun, den Ihrigen um Rath zu fragen über die Art und Weise, wie man mit einer verheiratheten Frau, Ihrer Nichte, reden muß."

„Nun gut," sagte die Gutibamba, „Dein mürrisches, zurückhaltendes und verschlossenes Wesen raubt Dir jetzt schon das Herz Deines Mannes und wird endlich alle Deine Freunde von Dir entfernen."

Und sehr zufrieden mit ihrer Predigt entfernte sich die Marquise.

Leonore blieb auf dem Sopha sitzen, gebeugten Hauptes, ihr schönes bleiches Antlitz feucht von lange zurückgehaltenen Thränen.

Plötzlich drehte sie sich um und stieß einen Schrei aus. Sie lag in den Armen ihres Gatten. Da machte sich ihr Herz in Thränenströmen Luft; aber ihre Thränen waren süß. Leonore erkannte, daß dieser immer offene und redliche Mann, indem er zu ihr zurückkehrte, ihr ein Herz und eine aufrichtige Liebe wiederschenkte, die ihr jetzt Niemand mehr streitig machte.

„Meine Leonore! Willst Du und kannst Du mir verzeihen?" sagte er, sich seiner Gattin zu Füßen werfend.

Diese verschloß mit ihren schönen Händen ihrem Gatten den Mund.

„Willst Du die Gegenwart verlieren durch die Erinnerung an Vergangenes?" sagte sie.

„Du sollst," erwiederte der Herzog, „meine Verirrungen wissen, über welche die Welt nur zu streng geurtheilt hat, meine Rechtfertigung und meine Reue."

„Wir wollen einen Vertrag schließen," sagte die Herzogin, ihn unterbrechend. „Sprich mir nie von Deinen Verirrungen und ich will Dir nie von meinen Leiden sprechen."

In diesem Augenblicke kam Angel in's Zimmer gelaufen, und durch eine rasche und unwillkürliche Bewegung trennten sich der Herzog und die Herzogin. Denn in Spanien, wo die Sprache überaus frei ist, herrscht vor Kindern und jungen Leuten eine sehr große Vorsicht in den Handlungen.

„Weint Mama? weint Mama?" rief der Knabe, und wurde roth, während seine Augen sich mit Thränen füllten. „Hast Du mit ihr gescholten, Papa Carlos?"

„Nein, mein Kind," antwortete die Herzogin, „ich weine vor Freude."

„Und warum?" fragte das Kind, in dessen Gesicht die Thränen sofort dem Lächeln Platz gemacht hatten.

„Weil,“ antwortete der Herzog, ihn auf den Arm nehmend und sich seiner Gattin nähernd, „wir morgen ganz gewiß auf unsere Güter in Andalusien, die Deine Mutter zu sehen wünscht, gehen werden; dort werden wir glücklich sein, wie die Engel im Himmel.“

Der Knabe stieß einen Freudenschrei aus, umschlang mit einem Arme den Hals seines Vaters und mit dem andern den seiner Mutter, indem er ihre Köpfe einander näherte und sie abwechselnd mit Küssen bedeckte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der Marquis von Elda trat ein.

„Papa Marquis,“ rief sein Enkel, „morgen reisen wir Alle fort.“

„Wirklich?“ fragte der Marquis seine Tochter.

„Ja, Vater,“ antwortete die Herzogin, „und nur eins fehlt noch zu meinem Glück, und das ist, daß Du uns begleiten möchtest.“

„Vater,“ sagte der Herzog, „können Sie Ihrer Tochter Etwas abschlagen, die eine Heilige sein würde, wenn sie nicht ein Engel wäre?“

Der Marquis sah seine Tochter an, in deren Antlitz hohe Freude strahlte, dann den Herzog, der

die reinste Befriedigung blicken ließ. Da milderte ein freundliches Lächeln den natürlichen Ernst seines Gesichtes, und sich seinem Schwiegersohne nähernd, sagte er:

„Deine Hand; Du kannst auf mich zählen.“

Dreizehntes Capitel.

Maria, die schon vor dem Auftreten unwohl gewesen, war am folgenden Morgen kränker und hatte Fieber.

„Marina," sagte sie nach einem unruhigen und kurzen Schlafe zu ihrem Mädchen, „ruf' meinen Mann; ich fühle mich krank."

„Der Herr ist nicht zu Haus gekommen," antwortete Marina.

„Er wird bei einem Kranken gewacht haben," sagte Maria. „Desto besser! Er würde mir eine Menge Dinge und Heilmittel verschreiben, und ich verabscheue sie."

„Sie sind sehr heiser," sagte Marina.

„Sehr," antwortete Maria, „und ich muß mich schonen. Ich werde heute im Bette bleiben und Etwas zum Schwitzen nehmen. Wenn der Herzog

kommt, sagst Du ihm, daß ich schlafe. Ich will Niemand sehen. Mein Kopf ist wirr."

„Und wenn Jemand durch die geheime Thür kommt?"

„Wenn es Pepe Vera ist, laß ihn herein, ich habe mit ihm zu reden. Schließ' die Jalousien und geh'."

Das Mädchen ging, kehrte aber nach wenig Schritten um und schlug sich vor die Stirn.

„Hier," sagte es, „ist ein Brief, den der Herr dem Nikolas gelassen hat, um ihn Ihnen zu geben."

„Geh' mir mit Deinem Briefe," sagte Maria; „man kann hier Nichts sehen, und überdies will ich schlafen. Was wird er mir schreiben? Er wird mir den Ort angeben, wohin „ihn die Pflicht ruft." — Was geht das mich an? — Laß den Brief auf der Commode und geh' einmal."

Einige Minuten nachher kam Marina wieder.

„Was nun wieder?" rief ihre Gebieterin.

„Herr Pepe Vera wünscht Sie zu sehen."

„Er soll hereinkommen," sagte Maria, sich schnell umdrehend.

Pepe Vera trat ein, öffnete die Jalousien, damit Licht hereindringe, warf sich auf einen Stuhl, ohne seine Cigarre ausgehen zu lassen und sah Ma-

rien an, deren glühende Wangen und geschwollene Augen auf ernstliches Unwohlsein deuteten.

„Na, Du bist gut,“ sagte er. „Was wird Pontius Pilatus sagen?“

„Er ist nicht zu Hause,“ antwortete Maria immer heiserer.

„Desto besser; wollte Gott, er ginge weiter, wie der ewige Jude, bis zum jüngsten Tage. — Ich habe eben die Stiere für den heutigen Kampf gesehen. Die Bestien werden uns Etwas zu thun machen. Ein schwarzer ist dabei, Namens Medianoche,*) der schon einen Menschen im Stalle getödtet hat.“

„Willst Du mich erschrecken und mich noch kränker machen, als ich schon bin?“ sagte Maria. „Schließ die Jalousien, ich kann die Helle nicht aushalten.“

„Dummheiten!“ erwiederte Pepe Vera, „bloße Ziererei! Der Herzog ist nicht hier, der fürchten würde, daß Dir das Licht schadete, und auch Dein Quacksalber von Mann nicht, der bange wäre, daß Dich ein Luftzug tödtete. Hier riecht's nach Patchouli, Zibeth, Moschus und nach allen Büchsen in der Apotheke. Das Zeug ist's, was Dir schadet.

---

*) Mitternacht.

Laß die Luft herein, daß das Zimmer frisch wird, das wird Dir nützen. Sag', Schätzchen, wirst Du diesen Abend zum Stierkampfe gehen?"

„Bin ich denn im Stande?" antwortete Maria. „Mach' das Fenster zu, Pepe. Ich kann das helle Licht und die kühle Luft nicht aushalten."

Bei diesen Worten stand Pepe Vera auf und machte das Fenster sperrweit auf.

„Und ich," sagte er, „kann Deine Ziererei nicht aushalten. Deine Krankheit ist viel Geschrei und wenig Wolle. Adieu, es sieht wahrlich aus, als wolltest Du den Geist aufgeben! Nun, Frau Weichlich, ich will Dir den Sarg bestellen und dann den Medianoche todtstechen zu Ehren Lucia's del Salto, die sich, weiß Gott! nicht wenig blähen wird."

„Daß Dich — über dieses Frauenzimmer!" rief Maria aus, sich mit wüthender Geberde aufrichtend. „Heißt es nicht, sie wolle mit einem Engländer fortgehen?"

„Die sollte nach dem Lande gehen, wo man die Sonne nur durch Vorhänge sieht und wo die Leute stehend schlafen?" sagte der Stierfechter.

„Pepe, Du bist unfähig, zu thun, was Du sagst. Es wäre eine Schändlichkeit!"

„Eine Schändlichkeit wäre es," sagte Pepe

Vera, sich mit gekreuzten Armen vor Maria hinstellend, „wenn Du, während ich mein Leben preisgebe, anstatt mich durch Deine Gegenwart zu ermuthigen, zu Hause bliebest, um in aller Bequemlichkeit den Herzog zu empfangen, unter dem Vorwand einer Erkältung."

„Immer dieselbe Leier!" sagte Maria. „Ist Dir's nicht genug, daß Du als Spion in meinem Zimmer versteckt gewesen bist, um Dich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß es mit dem Herzog und mir Nichts ist? Du weißt, daß das, was ihm an mir gefällt, meine Stimme ist, nicht meine Person. Was mich betrifft, so weißt Du wohl . . ."

„Was ich weiß," sagte Pepe Vera, „ist, daß Du Furcht vor mir hast, und daran thust Du, meiner Treu! wohl. Aber Gott weiß, was geschehen kann, wenn Du allein bist und sicher, daß ich Dich nicht überraschen kann. Ich traue keinem Weibe, meiner Mutter selbst nicht."

„Ich Furcht?" erwiederte Maria; „ich!"

Aber ohne sie weiter reden zu lassen, fuhr Pepe fort:

„Hältst Du mich für so blind, um nicht zu sehen, was vorgeht? Weiß ich etwa nicht, daß Du ihm ein freundliches Gesicht machst, weil Du Dir

in den Kopf gesetzt hast, daß Dein Mann, der Einfaltspinsel, Leibchirurgus der Königin werden soll, wie ich eben aus guter Quelle höre?“

„Lüge!“ rief Maria ganz und gar heiser.

„Maria, Maria! Pepe Vera ist nicht der Mann, der sich die Katze im Sacke verkaufen läßt. Wisse, daß ich die Schliche der wilden Stiere eben so gut kenne wie die der schlauen.“

Maria fing an zu weinen.

„Ja,“ sagte Pepe, „fang' nur an zu winseln, das ist das letzte Hilfsmittel der Weiber. Du vertraust auf das Sprichwort: Weine, Weib, und Du wirst siegen. — Nein, Braune, ein anderes heißt: Einem Hunde, der hinkt, und einem Weibe, das weint, ist nicht zu glauben. Spare Deine Thränen für's Theater; hier spielen wir nicht Komödie. Bedenke, was Du thust: Wenn Du falsches Spiel treibst, so ist eines Menschen Leben in Gefahr. Also hab' Acht auf Dein Thun. Meine Liebe hat's nicht mit Recepten und Versen zu thun. Mit einem Worte, kommst Du heut' Abend nicht zum Gefecht, so soll Dich's gereuen.“

Mit diesen Worten verließ Pepe Vera das Zimmer.

Der Stierfechter war zu dieser Zeit von zwei

so mächtigen Gefühlen bestürmt, daß es eines Temperaments von Eisen bedurfte, um dieselben, wie er es that, unter der ruhigsten Außenseite, dem heitersten Gesichte, der natürlichsten Gleichgiltigkeit zu verbergen. Er hatte die Stiere geprüft, mit welchen am Abende gekämpft werden sollte, und hatte nie wildere Bestien gesehen. Einen ganz besonders unangenehmen Eindruck hatte der eine derselben auf ihn gemacht, ein Gefühl, das Leute seines Gewerbes nicht selten überkommt, indem sie sich sicher glauben, wenn sie mit einem bestimmten Thiere gut fahren, während ihnen die übrigen keine Sorge machen.

Außerdem war er eifersüchtig, er, der nur zu siegen und Beifall zu ernten verstand. Man hatte ihm gesagt, daß er hintergangen werde, und binnen wenigen Stunden sollte er sich zwischen Leben und Tod, zwischen Liebe und Verrath sehen. So glaubte er wenigstens.

Nachdem Pepe Vera Maria's Zimmer verlassen hatte, riß diese den Besatz ihrer Bettdecken ab, schalt heftig mit Marina und weinte; darauf kleidete sie sich an, schickte nach einer ihrer Coleginnen vom Theater und ging mit ihr zum Stiercircus.

Zitternd vor Fieberfrost und Aufregung setzte sie sich auf den Platz, den Pepe Vera ihr reservirt hatte.

Der Lärm, die Hitze und die Verwirrung steigerten Maria's Uebelbefinden. Ihre sonst immer bleichen Wangen glühten, ihre schwarzen Augen leuchteten von Fieberhitze. Wuth, Entrüstung, Eifersucht, beleidigter Stolz, Angst, Schrecken und physischer Schmerz waren nicht im Stande, dem wie das Grab verschlossenen Munde eine Klage, einen Seufzer zu entreißen.

Pepe Vera sah sie, und über sein Gesicht flog ein Lächeln, welches jedoch auf Maria nicht den geringsten Eindruck machte, als ob es abpralle an ihrer eisigen Miene, unter welcher ihre verletzte Eitelkeit Rache schwur.

Pepe Vera erschien in ähnlicher Tracht wie bei dem oben geschilderten Gefechte, nur mit dem Unterschiede, daß sie von grünem Atlas und mit Gold besetzt war.

Ein Stier hatte schon gekämpft und war von einem andern Hauptfechter getödtet worden. Er war „gut" gewesen, aber nicht so tüchtig, wie die Sachkenner geglaubt hatten.

Die Trompete ertönte; der Stierstall öffnete seinen weiten und finstern Schlund und ein schwarzer Stier trat auf den Platz.

„Das ist Medianoche!" rief das Volk. „Media-

noche ist der Stier des Gefechts, gleichsam der Held des Stückes.“

Medianoche kam indessen nicht, wie alle andern, herausgestürzt, als ob er seine Freiheit, seine Weiden, seine Wildniß suchte. Er wollte vor allen Dingen sich rächen; zeigen, daß er kein Spielzeug verächtlicher Feinde sein wolle. Als er rings umher das gewöhnliche Geschrei hörte, stand er still.

Ohne allen Zweifel ist der Stier ein dummes Thier. Trotzdem aber, sei es, daß die Wuth das schwerfälligste Begriffsvermögen zu schärfen, oder Leidenschaft auch den rohesten Instinkt in Schlauheit zu verwandeln vermag, Thatsache ist, daß es Stiere gibt, welche die scharfsinnigsten Hetzmethoden der Tauromachie durchschauen und vereiteln.

Die Ersten, welche die Aufmerksamkeit des schrecklichen Thieres auf sich zogen, waren die Picadores. Er griff den ersten an und warf ihn zu Boden. Eben so machte er es mit dem zweiten, ohne sich aufzuhalten, und ohne daß die Lanze im Stande war, ihm mehr als einen leichten Stich beizubringen, geschweige denn, ihn zurückzutreiben. Der dritte Picador hatte das nämliche Schicksal wie die übrigen.

Darauf stellte sich der Stier, Hörner und Stirn

mit Blut gefärbt, mitten auf den Platz und blickte empor zu den Zuschauersitzen, von welchen ein tobendes Geschrei der Bewunderung über solchen Muth erscholl.

Die Fußkämpfer brachten die Picadores nach der Schranke. Der eine hatte das Bein gebrochen und wurde nach dem Krankenhause geschafft. Die andern zwei holten andere Pferde. Auch der Sobresaliente*) stieg auf, und während die Fußkämpfer die Aufmerksamkeit des Thieres mit den Mänteln beschäftigten, nahmen die drei Picadores mit eingelegter Lanze ihre Plätze ein.

Zwei Minuten, nachdem der Stier ihrer ansichtig geworden war, lagen die drei auf dem Platze, der eine mit blutigem Kopfe und besinnungslos. Der Stier ließ seine Wuth am Pferde aus, dessen zerfleischter Körper dem unglücklichen Reiter zum Schilde diente.

Es folgte ein Augenblick finstern Schreckens.

Die Fußkämpfer versuchten umsonst und mit Gefahr ihres Lebens, die Aufmerksamkeit der wilden Bestie abzulenken, diese aber schien ihren Blutdurst

*) Der überzählige Picador, der eintritt, wenn ein anderer kampfunfähig geworden ist.

an ihrem Opfer stillen zu wollen. In diesem schrecklichen Augenblicke lief ein Fußkämpfer auf das Thier zu und warf ihm den Mantel über den Kopf, um es zu blenden. Für einen Augenblick gelang ihm dies, aber der Stier befreite sich durch Hervorziehen des Kopfes von dem Hinderniß, sah den Angreifer fliehen, stürzte sich ihm nach und lief in seiner blinden Wuth, nachdem er ihn zu Boden geworfen, über ihn weg. Als er sich wieder umdrehte, denn er hatte keine Lust, seine Beute im Stiche zu lassen, war der gewandte Fechter bereits aufgestanden und über die Schranke gesprungen unter dem freudigen Beifallsjauchzen der Menge. Alles dies war mit der Schnelligkeit des Blitzes geschehen.

Die heldenmüthige Selbstverleugnung, womit die Stierfechter sich einander beistehen und vertheidigen, ist das einzige wahrhaft Schöne und Edle bei diesen barbarischen, unmenschlichen und unmoralischen Schauspielen, die ein Anachronismus in dem Jahrhunderte sind, welches für aufgeklärt gelten will. Wir wissen, daß die spanischen Liebhaber und die Fremden, die wie der Vicomte von Fis immer einen halben Ton höher gestimmt sind als die übrigen, über unsere Ansicht einen Bannfluch ausrufen werden. Deshalb hüten wir uns wohl, sie Andern

aufdrängen zu wollen und begnügen uns, bei derselben zu verharren.

Noch immer war der Stier allein Herr des Platzes. In der Versammlung herrschte ein Gefühl des Schreckens. Es sprachen sich verschiedene Meinungen aus; die Einen wollten, daß man die Lockstiere herbringe und das furchtbare Thier fortführe, sowohl um weiteres Unglück zu vermeiden, als auch damit die ausgezeichnete Race fortgepflanzt werden könne. Zuweilen schlägt man dies Verfahren ein, gemeiniglich aber überleben dergleichen verschonte Stiere die Erhitzung des Blutes, die sie im Kampfe davontragen, nicht. Andere wollten, daß man ihm die Kniefleckhsen durchhauen solle, um ihn ohne Gefahr tödten zu können. Unglücklicher Weise rief die große Mehrzahl, das sei schade, ein so tüchtiger Stier müsse nach allen Regeln der Kunst sterben.

Der Präsident wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Ein Stiergefecht zu leiten, ist nicht so leicht, wie es scheint. Zuweilen ist es leichter, einer gesetzgebenden Versammlung zu präsidiren. Genug, was oft in diesen geschieht, geschah auch bei dieser Gelegenheit. Die lautesten Schreier setzten am meisten durch, und es wurde beschlossen, daß das gewaltige und furchtbare Thier nach der Regel

sterben und man ihm alle Mittel der Vertheidigung lassen solle.

Jetzt trat Pepe Vera zum Kampfe gerüstet auf. Nachdem er die Behörden gegrüßt, stellte er sich vor Maria auf und brachte ihr den Stier dar. *)

Er war bleich; Maria glühte, die Augen traten ihr aus den Höhlen. Ihr Athem entstieg der wogenden Brust, wie das Röcheln einer Sterbenden. Sie bog sich nach vorn über, stützte sich auf die Brustwehr und bohrte krampfhaft ihre Nägel in dieselbe. Maria liebte den jungen und schönen Mann, den sie im Angesichte des Todes so heiter sah. Sie gefiel sich in einer Liebe, welche sie zur Sclavin machte, vor der sie zitterte, die ihr Thränen erpreßte; denn diese brutale und tyrannische Liebe, dieser Wechsel von tiefen, leidenschaftlichen, ausschließlichen Gefühlen war grade die Liebe, deren sie bedurfte, wie gewisse eigenthümlich organisirte Menschen anstatt süßer Flüssigkeiten und feiner Weine des kräftigen Reizmittels alkoholischer Getränke bedürfen.

Alles war tiefes Schweigen, als ob eine schreckliche Ahnung sich der Seelen aller Anwesenden

---

*) Brindar el toro, d. h. er erklärte, den Stier ihr zu Ehren tödten zu wollen.

bemächtigt und den Glanz des Festes verdunkelt hätte, wie eine Wolke den der Sonne.

Viele standen auf und verließen den Platz.

Der Stier stand unterdessen mitten im Circus mit der Ruhe eines Tapfern, der mit gekreuzten Armen und erhobener Stirn muthig seine Feinde herausfordert.

Pepe Vera wählte mit seiner gewohnten Ruhe und Unbekümmertheit den Platz aus, der ihm geeignet schien, bezeichnete ihn den Fußkämpfern mit dem Finger und sagte:

„Hier!“

Die Fußkämpfer flogen dahin wie die Raketen eines Kunstfeuerwerks. Das Thier verfolgte sie unverzüglich. Die Fußkämpfer verschwanden und der Stier befand sich Aug' in Aug' mit dem Matador.

Diese schreckliche Situation dauerte nicht lange. Der Stier griff augenblicklich an, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß Pepe Vera sich nicht vorbereiten konnte. Alles, was er thun konnte, war, eine Wendung zu machen, um dem ersten Stoße seines Gegners auszuweichen. Dieses Thier aber folgte nicht, wie es andere seiner Gattung in der Regel thun, der Richtung seines ersten wüthenden Anfalles, sondern wendete sich plötzlich zur Seite, stürzte sich mit Blitzes-

schnelle auf den Matador, spießte ihn auf die Hörner, schüttelte wüthend den Kopf und schleuderte Pepe Vera's Körper wie eine todte Masse vier Schritt weit von sich auf den Boden.

Ein tausendstimmiges Geschrei, wie es nur die Einbildungskraft eines Dante sich vorstellen könnte, erhob sich; ein herzzerreißendes Geschrei, tief, klagend, lange nachhallend.

Die Picadores stürzten sich mit ihren Pferden und Lanzen auf den Stier, damit er sein Opfer nicht von Neuem erfasse.

Die Fußkämpfer umringten ihn gleichfalls wie eine Schaar Vögel.

„Die halben Monde! die halben Monde!" *) rief die ganze Versammlung. Der Alcalde wiederholte den Ruf.

Die furchtbaren Waffen wurden gebracht, und bald waren dem Stiere die Kniescheiben zerhauen; Schmerz und Wuth erpreßten ihm ein entsetzliches Gebrüll. Ein Stich mit dem unedeln Schlachtmesser in den Nacken streckte ihn endlich todt zu Boden.

Die Fußkämpfer hoben Pepe Vera auf.

---

*) Instrumente, um dem Stiere die Knieflechsen zu zerhauen, so genannt wegen ihrer Gestalt.

„Er ist todt!" rief wie aus einem Munde die glänzende Gruppe, die den unglücklichen jungen Mann umgab, und von Mund zu Mund stieg der Ruf bis zu den obersten Zuschauerplätzen und schwebte über dem Platze wie eine Leichenfahne!!

. . . .

Vierzehn Tage waren seit dem schrecklichen Kampfe verstrichen.

In einem Schlafzimmer, in welchem man noch einige anständige Möbel sah, obwohl die Luxusgegenstände verschwunden waren, in einem eleganten Bette, dessen Behang aber schlaff und schmutzig war, lag eine blasse, abgezehrte, kraftlose junge Frau. Sie war allein.

Die Frau schien aus einem langen und tiefen Schlafe aufzuwachen. Sie richtete sich im Bett auf und sah mit erstauntem Blick im Zimmer umher. Sie legte ihre Hand auf die Stirn, als ob sie ihre Gedanken sammeln wollte, und sagte mit schwacher und heiserer Stimme: „Marina!" — Und herein trat, nicht Marina, sondern ein anderes Frauenzimmer und brachte einen Trank, den sie eben bereitet hatte.

Die Kranke blickte sie an.

„Ich kenne das Gesicht!" sagte sie erstaunt.

„Möglich, meine Schwester," antwortete die Eingetretene sehr milde. „Wir gehen in die Häuser der Armen wie der Reichen."

„Aber wo ist Marina? Wo ist sie?" fragte die Kranke.

„Geflohen mit dem Diener, und Beide haben Alles mitgenommen, dessen sie haben habhaft werden können."

„Und mein Mann?"

„Ist fort; man weiß nicht, wohin."

„Jesus!" rief die Kranke aus, mit den Händen an die Stirn greifend.

„Und der Herzog?" fragte sie nach einigen Augenblicken des Stillschweigens. „Sie müssen ihn kennen, denn in seinem Hause glaub' ich Sie gesehen zu haben."

„Im Hause der Herzogin von Almansa? Ja, in der That, die Dame beauftragte mich mit der Vertheilung einiger Almosen. Sie ist mit ihrem Gemahl und ihrer ganzen Familie nach Andalusien gegangen."

„So bin ich also allein und verlassen!" rief die Kranke aus, in deren Gedächtniß sich plötzlich wieder die Erinnerungen drängten, und zwar, wie es zu geschehen pflegt, wenn Jemand aus einer Betäu-

bung wieder zum Bewußtsein kommt, die entferntesten zuerst.

„Nun, bin ich denn nicht Jemand?“ sagte die gute barmherzige Schwester, ihre Arme um Maria schlingend. „Hätte man mich früher benachrichtigt, so wären Sie jetzt nicht in diesem Zustande.“

Plötzlich entfuhr der wehen Brust der Kranken ein heiserer Schrei.

„Pepe! . . . der Stier! . . . Pepe! . . . todt!! . . . ach!“

Und sie sank besinnungslos auf das Kissen.

Vierzehntes Capitel.

Sechs Monate nach den im vorigen Capitel erzählten Begebenheiten befand sich die Gräfin von Algar eines Tages in Gesellschaft ihrer Mutter in ihrem Salon, beschäftigt, einen Strohhut mit Bändern zu besetzen und ihrem Sohn aufzuprobiren.

Der General Santa Maria trat ein.

„Sehen Sie doch, Onkel," sagte sie, „wie schön diesen kleinen Engel Gottes der Strohhut kleidet."

„Du verziehst ihn, daß es eine Freude ist," erwiederte der General.

„Thut Nichts," wandte die Marquise ein. „Wir Alle verziehen unsere Kinder, die deshalb doch nützliche Menschen werden. Unsere Mutter hat Dich nicht wenig verzogen, Bruder, und Du bist doch geworden, was Du bist."

„Mama, gib mir einen Zwieback," sagte das Kind halb leise.

„Was bedeutet das, daß Du Deine Mutter dutzest, Herr Dreikäsehoch?“ sagte der General. „So sagt man nicht; man sagt: Mutter, wollen Sie die Güte haben, mir einem Zwieback zu geben?“

Das Kind fing an zu weinen, als es die rauhe Stimme seines Onkels hörte. Die Mutter gab ihm verstohlen, ohne daß der General es merkte, einen Zwieback.

„Er ist so klein,“ bemerkte die Marquise, „daß er das Du und Sie noch nicht unterscheiden kann.“

„Wenn er es nicht kann,“ entgegnete der General, „so muß man es ihn lehren.“

„Aber, Onkel,“ sagte die Gräfin, „meine Kinder sollen mich dutzen.“

„Wie, Nichte!“ rief der General aus. „Auch Du willst diese Mode mitmachen, die uns aus Frankreich gekommen ist, wie Alles, was die Sitten verdirbt?“

„Verdirbt etwa das Dutzen zwischen Eltern und Kindern die Sitten?“

„Ja, Nichte, wie Alles, was dazu beiträgt, den Respect zu vermindern, sei es, was es wolle. Deshalb gefiel mir die alte Sitte der Granden von Spanien, welche verlangten, daß ihre Kinder sie „Excellenz“ titulirten.

„Es ist nicht zu leugnen,“ sagte die Marquise, „daß das Dutzen den Respect vermindert, weil es auf einen Fuß der Gleichheit stellt, die zwischen Eltern und Kindern nicht existiren darf. Man behauptet, es vermehre die Liebe; das glaube ich nicht. Würdest Du, meine Tochter, mich wohl mehr geliebt haben, wenn Du mich gedutzt hättest?“

„Nein, Mutter,“ sagte die Gräfin, sie zärtlich umarmend, „ich würde Sie aber darum auch nicht weniger geachtet haben.“

„Du bist auch immer eine gute und folgsame Tochter gewesen,“ sagte der General, „und die Ausnahmen beweisen Nichts. Aber auf etwas Anderes zu kommen. Ich bringe Euch eine Nachricht, die Euch nur angenehm sein kann. Die schöne Corvette „Iberia,“ von Havannah kommend, ist so eben in Cadix eingelaufen; wahrscheinlich werden wir also morgen Raphael umarmen. Was der Junge für Glück hat! Kaum schreibt er uns, er habe Lust nach Spanien zurückzukehren, so bietet sich ihm auch schon die gewünschte Gelegenheit und der Generalcapitän schickt ihn mit wichtigen Papieren zurück.“

Die Marquise und die Gräfin drückten eben noch ihre Freude über diese Nachricht aus, als die Thür sich öffnete und Raphael Arias sich in die

Arme seiner Verwandten warf und sie wiederholt an sein Herz drückte, während er dem Generale die Hand schüttelte.

„Wie freue ich mich, Dich zu sehen, mein guter, lieber Raphael," sagte die Gräfin.

„Jesus!" fügte die Marquise hinzu; „gedankt sei unserer lieben Frau von den Carmelitern, daß Du wieder da bist! Aber was brauchtest Du denn auch bei Deinem hübschen Vermögen über's Meer zu gehen, als ob das eine Wasserpfütze wäre? Ich wette, Du bist seekrank geworden."

„Nun, das ist das Wenigste, denn das ist ein vorübergehendes Leiden," antwortete Raphael; „aber ich hatte ein anderes, das von Tage zu Tage schlimmer wurde, und das war die Sehnsucht nach meinem Vaterlande und nach Denen, die ich liebe. Ich weiß nicht, ist es, weil Spanien eine vortreffliche Mutter ist, oder weil wir Spanier gute Söhne sind, gewiß ist, daß wir nur in Spaniens Schooße leben können."

„Es ist aus beiden Gründen, mein lieber Neffe, aus beiden Gründen," wiederholte der General mit einem Lächeln großer Befriedigung.

„Havannah ist eine sehr reiche Stadt, nicht wahr, Raphael?" fragte die Gräfin.

„Ja, Cousine," antwortete Raphael, „und versteht auch, es zu sein, wie eine vornehme Dame. Havannah's Reichthum gehört nicht zu denen von gestern, die gleich Gießbächen rauschend dahinströmen und vorübergehen. Dort fließt der Reichthum sanft und geräuschlos, wie ein tiefer und mächtiger Strom, dessen Gewässer aus unversieglichen Quellen entspringen. Dort ist der Reichthum überall, und ohne daß er genöthigt ist, sich prahlerisch kundzugeben, sieht und empfindet ihn Jedermann."

„Und wie haben Dir die Frauen gefallen?" fragte die Gräfin.

„Allgemeine Regel," antwortete Raphael, „alle Frauen gefallen mir überall; die jungen, weil sie es sind, die alten, weil sie es gewesen, die Kinder, weil sie es sein werden."

„Faſſ' die Frage nicht so allgemein, Raphael, sondern bestimmter."

„Nun gut, Cousine. Die Havanneserinnen sind eine Art herrlicher weiblicher Lazzarroni, mit Batist und Spitzen bedeckt; ihre Atlasschuhe sind überflüssige Zierden für die sehr kleinen Glieder, für welche sie bestimmt sind, denn ich habe niemals eine Havanneserin zu Fuße gesehen. Beim Sprechen singen sie wie die Nachtigallen, leben wie die Bienen von

Zucker und rauchen wie die Dampfschornsteine. Ihre schwarzen Augen sind dramatische Gedichte und ihr Herz ist ein Spiegel ohne Quecksilberfolie. Das düstere und haarsträubende Drama ist nicht gemacht für den großen Garten, in welchem die Frauen ihr Leben zubringen, in ihren Hängematten ruhend, und sich wiegend zwischen Blumen, während ihre Sclavinnen ihnen mit Federfächern Luft zuwehen."

„Weißt Du wohl," sagte die Gräfin, „daß die allgemeine Stimme sagte, Du würdest Dich verheirathen?"

„Die Frau allgemeine Stimme, meine liebe Gracia, maßt sich heut zu Tage den Platz an, den früher die Hofnarren einnahmen. Gleich diesen sagt sie Alles, was ihr in den Sinn kommt, ohne sich darum zu kümmern, ob es wahr ist: nun, Frau allgemeine Stimme hat gelogen, Cousine."

„Sie sagte noch mehr," fügte die Gräfin lachend hinzu, „sie gab Deiner Zukünftigen zwei Millionen Piaster Mitgift."

Raphael fing an zu lachen.

„Jetzt fällt mir's ein," sagte er; „in der That, der Generalcapitän hatte die Idee, mir diesen Wechsel zu indossiren."

„Und wie wär meine präsumtive Cousine beschaffen?“

„Häßlich wie die Todsünde. Ihre linke Schulter zeigte eine entschiedene Neigung zu dem Ohre derselben Seite, die rechte dagegen den größten Widerwillen gegen ihren Nachbar Ohr.“

„Und was hast Du geantwortet?“

„Daß ich Pillen nicht liebte, auch wenn sie vergoldet wären.“

„Schiefe Ansicht,“ sagte der General.

„Die hatte ihr Körper, Señor.“

„Und um so mehr, da Du wußtest,“ sagte die Gräfin, „daß ...“ Sie vollendete den Satz nicht, da sie in den offenen und redlichen Zügen ihres Vetters einen schmerzlichen Ausdruck, wie von einer bittern Erinnerung, bemerkte.

„Ist sie glücklich?“ fragte er.

„So viel man es in dieser Welt sein kann,“ antwortete die Gräfin. „Sie lebt sehr zurückgezogen, besonders seit Anzeichen eingetreten sind, daß sie sich „guter Hoffnung“ befindet, wie der deutsche Ausdruck lautet, dessen sich Don Federico bediente und der weit sinniger und weniger geziert lautet als der englische „im interessanten Zustande,“ dem wir gleichfalls das Bürgerrecht ertheilt haben.“

„In Folge jener lächerlichen Ausländerei und Nachahmungssucht, die jetzt herrscht,“ fügte der General hinzu, „und des schlechten Geschmackes, der das heutige Geschlecht durchdrungen hat und leitet. Warum soll man nicht deutlich und ungeschminkt sagen: „Schwangerschaft“ statt jener lächerlichen und affectirten fremden Ausdrücke. Ihr macht es eben so wie die Franzosen im vorigen Jahrhundert, als sie die heidnischen Göttinnen gepudert und im Reifrocke darstellten.“

„Und er?“ fragte Arias.

„Gänzlich verändert seit seiner Verheirathung und seiner Aussöhnung mit seinem Schwager. Dieser leitet ihn in Allem. Jetzt bewirthschaftet er selbst seine Güter und benutzt dabei den Rath meines Mannes, mit welchem er ganze Wochen auf dem Lande zubringt. Kurz, er ist das vorgezogene Kind der Familie, die ihn wie einen verlorenen Sohn empfangen hat.“

„Und darum,“ bemerkte der General, „sagt unser verständiges Sprichwort: „Besser ein Schlimmer, den man kennt, als ein Guter, den man nicht kennt.“

„Und Heloise?“ fragte Arias wieder.

„Das ist eine klägliche Geschichte,“ antwortete

die Gräfin. „Sie hat sich heimlich mit einem französischen Abenteurer verheirathet, der sich für einen Vetter des Prinzen von Rohan ausgab, einem Mitarbeiter von Dumas, den Baron Taylor hergeschickt hatte, um Kunstmerkwürdigkeiten zu kaufen, und der unglücklicherweise Abälard hieß. In ihrem und ihres Geliebten Namen fand sie einen Wink des Schicksals zu ihrer Verbindung. In ihm sah sie einen Mann, der zu gleicher Zeit Schriftsteller, Künstler und von fürstlicher Familie war, und glaubte, das Ideal ihrer goldenen Träume gefunden zu haben. Ihre Eltern, die sich der Verbindung widersetzten, betrachtete sie als Tyrannen eines Melodramas, als von Rückschrittsideen erfüllt und dem Absolutismus ergeben ..."

„Und dem „spanischen Particularismus," fügte der General in ironischem Tone hinzu. „Und die aufgeklärte Dame, genährt mit weinerlichen Romanen und Gedichten, heirathete den großen Gauner, der, wie wir später erfuhren, schon zweimal verheirathet war. Nach Verlauf einiger Monate und nachdem er alles Geld, das sie ihm zugebracht, verthan hatte, verließ er sie in Valencia, von wo der unglückliche Vater sie abholte und entehrt, weder ververheirathet, noch Wittwe, noch ledig, zurückbrachte.

Da seht Ihr, lieben Kinder, wohin die thörichte und falsche Ausländerei führt."

„Du, Raphael, hättest ihr das Unglück ersparen können," sagte die Gräfin.

„Ich?" rief ihr Vetter aus.

„Ja, Du," fuhr Gracia fort. „Du weißt sehr gut, wie sehr sie Dich schätzte und wie viel sie auf Deine Meinung gab."

„Ja," sagte der General, „weil Du Dir die Achtung der Ausländer erworben hattest."

„Um auf etwas Anderes zu kommen, was ist denn aus unserm vielbewunderten Polo geworden?" fragte Arias.

„Er hat sich in die Politik geworfen," antwortete Gracia.

„Das weiß ich schon," sagte Arias; „ich weiß, er hat eine Ode gegen den Thron unter dem falschen Namen der Tyrannei geschrieben."

„Arme Tyrannei!" sagte der General; „aus einem gefallenen Baume macht Jedermann Holz; sie hat schon den Eselstritt erhalten."

„Ich weiß auch, daß er ein anderes Gedicht geschrieben hat „gegen die Vorurtheile," worunter er auch die böse Vorbedeutung der Zahl 13, die

Unfehlbarkeit des Papstes, das Umwerfen eines Salzfasses und die eheliche Treue zählt."

„Warum nicht gar, Raphael!" rief die Gräfin lachend aus, „davon hat er Nichts gesagt."

„Wenn es nicht dieselben Worte sind," sagte Raphael, „so ist es doch mehr oder weniger der Geist jenes Meisterwerks, welchem die öffentliche Meinung einen Platz unter ..."

„Unter den Motten, welche die Gesellschaft zerfressen, anweisen wird," fiel der General ein. „Wenn sie zerstört ist, werden wir sehen, womit man sie ersetzt!"

„Außerdem," fuhr Raphael fort, „weiß ich auch, daß unser Polo eine Satire abgefaßt hat (denn zu dieser Gattung hatte er eine große Neigung und fühlte schon seit langer Zeit auf seinem Kopfe die Hörner des Marsyas hervorwachsen), eine Satire, sag' ich, „gegen die Heuchelei," worin er es für einen Zug von Heuchelei erklärt, die Bezahlung von Abgaben an die Geistlichkeit und die Schadloshaltung der ausgetriebenen Mönche und Nonnen zu verlangen."

„Nun, Neffe," sagte der General, „mit diesen schönen Schriftstücken hat er sich Verdienste genug

erworben, um Mitarbeiter an einem Oppositions=blatte werden zu können."

„Ich kann mir's schon denken," sagte Raphael, „und ich vermuthe, was geschehen ist, denn das ist eine Posse, die alle Tage aufgeführt wird. Er hat seine Feder in Form von einem Eselskinnbacken ge=schnitten und mit derselben die Philister der Gewalt angegriffen."

„Hast's getroffen, wie ein Prophet," sagte der General. „Wie er's angefangen hat, weiß ich nicht; gewiß aber ist, daß er bald etwas Bedeutendes ge=worden sein wird, reich, überfließend von „gutem Ton" und tüchtig renommirend."

„Und werde ich den Herzog in Madrid treffen?" fragte Raphael.

„Nein, aber Du kannst ihn auf der Durchreise durch Cordoba sehen, denn dort ist er mit seiner ganzen Familie."

„Der Herzog ist endlich meinem Rathe gefolgt," sagte der General, „und hat sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen. Alle Leute von Bedeutung müssen sich in diesen Zeiten in ihre Zelte zurück=ziehen wie Achilles."

„Aber, Onkel," sagte Raphael, „das ist ja der Weg, daß Alles drunter und drüber geht."

„Wie man sagt," fuhr die Gräfin fort, „hat der Herzog sich ganz der Literatur gewidmet. In diesem Augenblicke schreibt er Etwas für die Bühne."

„Ich wette, das Stück wird den Titel führen: „Gleich und Gleich gesellt sich gern," sagte Raphael leise zur Gräfin. — Dies war eine Anspielung auf Maria's Liebesverhältniß zu Pepe Vera, das Jedermann kannte, ausgenommen die beiden Menschen, die so eingenommen für Maria waren, daß weder die edle Gesinnung des Einen, noch der gute Glaube des Andern ihr je etwas Schlechtes zutrauen konnte.

„Schweig, Raphael," erwiederte seine Cousine. „Wir müssen es mit unsern Freunden machen, wie die guten Söhne Noah's mit ihrem Vater."

„Was sagt er?" fragte die Marquise.

„Nichts, Mutter," antwortete die Gräfin; „er spricht von dem Stücke, ohne es gelesen zu haben."

„Und Marisalada?" fragte Raphael. „Ist sie in einem Triumphwagen von reinem Golde, gezogen von Kunstfreunden, zum Capitol emporgefahren?"

„Sie hat ihre Stimme verloren," antwortete die Gräfin, „in Folge einer Lungenkrankheit. Wußtest Du das nicht?"

„Es ist mir so unbekannt," antwortete Raphael, „daß ich ihr sogar herrliche Anerbietungen zum En=

gagement für das Theater in Havannah bringe. Aber was ist denn am Ende aus ihr geworden?"

„Da sie nicht mehr singen kann," sagte der General, „wird sie wahrscheinlich dem Rathe der Ameise in der Fabel folgen und tanzen lernen."

„Oder, was wahrscheinlicher ist," meinte die Gräfin, „sie wird ihre Verirrungen und den Verlust ihrer Stimme beweinen."

„Aber wo ist sie denn?" fragte Raphael dringend.

„Ich weiß es nicht," antwortete die Gräfin, „und das thut mir leid, denn ich möchte ihr Trost und Hilfe anbieten, wenn sie deren bedarf."

„Behalte Beide für den, der sie verdient," sagte der General.

„Alle Unglücklichen verdienen sie, Onkel," erwiederte die Gräfin.

„Recht so, meine Tochter," sagte ihre Mutter in gereiztem Tone. „Thue Gutes und frag nicht wem; thue Böses und Du wirst Dich wahren müssen, sagt das Sprichwort."

„Aber ich bleibe bei meiner Frage, wo sie sich aufhält," fuhr Raphael fort, „denn ich bringe ihr einen Brief."

„Einen Brief? Und von wem?"

„Von ihrem Manne."

„Hast Du ihn gesehen?“ fragte die Gräfin mit Interesse. „Hieß es denn nicht, er sei in Deutschland?“

„Keineswegs. Er schiffte sich auf demselben Fahrzeuge wie wir nach Havannah ein. Wie verändert und wie unglücklich er war! Ihr hättet ihn sicher nicht wieder erkannt, aber immer so milde, so freundlich, so gut. Kurze Zeit nach unserer Ankunft starb er am gelben Fieber.“

„Todt?“ riefen die Marquise und ihre Tochter zugleich aus.

„Armer, armer Stein!“ sagte die Gräfin.

„Gott hab' ihn selig!“ fügte die Mutter hinzu.

„Den Tod dieses Ehrenmannes hat die vermaledeite Sängerin auf dem Gewissen,“ sagte der General.

„Ich, der ich mich für unverwundbar halte,“ fuhr Raphael fort, „obwohl ich die Epidemie nicht gehabt hatte, besuchte ihn, als ich erfuhr, daß er krank sei.“

„Du guter Raphael,“ sagte die Gräfin, ihres Vetters Hand ergreifend.

„Die Krankheit war so heftig, daß ich ihn fast schon in den letzten Zügen fand, aber so ruhig und so wohlwollend wie immer. Er dankte mir für meinen Besuch und sagte, es sei ein Glück für ihn, vor

seinem Ende noch ein befreundetes Gesicht zu sehen. Er ließ sich von mir Feder und Papier geben, schrieb fast schon im Sterben einige Zeilen und bat mich, die Aufschrift an seine Frau zu machen, und sie ihr zugleich mit seinem Todtenscheine zu senden. Darauf überfiel ihn das Erbrechen und er starb, mit einer Hand in der des Priesters, der ihn zum Tode vorbereitet hatte, die andere in der meinigen. Ich will Dir dies mir Anvertraute übergeben, Cousine, damit Du es durch einen zuverlässigen Boten nach Villamar senden kannst, wohin sie sich wahrscheinlich zu ihrem Vater begeben hat. Hier ist der Brief," sagte Raphael, ein sorgfältig gefaltetes Papier aus der Tasche ziehend. „Ich lese ihn zuweilen, wie ein frommes Lied."

Die Gräfin entfaltete den Brief und las:

„Maria, Du, die ich innig geliebt habe, die ich noch liebe; wenn meine Verzeihung Dir einige Gewissensbisse ersparen, wenn mein Segen zu Deinem Glücke beitragen kann, so empfange Beides von meinem Sterbebette.

Fritz Stein."

Fünfzehntes Capitel.

Wenn der Leser, bevor wir uns auf immer trennen, noch einen Blick auf jenen kleinen Winkel der Erde werfen will, der Villamar heißt und sich allerdings Nichts träumen läßt von dem ausgezeichneten Gaste, den er in seinem Schooße empfangen soll, so wollen wir ihn, ohne daß er an Ermüdung und Reisekosten zu denken braucht, dahin führen. In der That, kaum gedacht, sind wir schon angelangt. Nun, liebenswürdiger Leser, hier hast Du die Mütze Merlin's; thu' mir den Gefallen, Dich damit zu bedecken, denn wenn Du so sichtbar bleibst, wie jetzt, so wirst Du durch Deine Gegenwart den stillen und ruhigen Ort stören, wie ein Gegenstand, den man in das schlafende und klare Wasser eines Teiches wirft, dessen Durchsichtigkeit und Ruhe stört.

Nach vier Jahren, das heißt an einem Sommer-

tage des Jahres **1848**, findest Du das genannte Dorf noch eben so ruhig auf seinem Platze am Meeresufer, als ob es kein Angler wäre. Wir wollen Bericht abstatten von einigen bedeutenden Ereignissen im öffentlichen und Privatleben, die sich während jenes Zeitraumes zugetragen hatten.

Beginnen wir mit der unglücklichen Inschrift, die dem einsichtsvollen Alcalden, der seines Gewerbes ein Grobschmied war und zu sagen pflegte, das Eisen sei nicht härter als die Köpfe seiner Untergebenen, so viel Kummer, dem Schulmeister einen furchtbaren Polterpaß und der Rosa Mistica dreitägige Krämpfe zu Wege gebracht, dafür aber Don Modesto mit staunender Bewunderung erfüllt hatte.

Die übrigen Einwohner hatten die Inschrift für eine öffentliche Bekanntmachung gehalten. Die andalusischen Platzregen aber, welche mehr dazu bestimmt scheinen, die Erde zu züchtigen, als sie zu laben, hatten die schönen, der Reihe nach an Größe abnehmenden Buchstaben, aus welchen die Inschrift bestand, fast verlöscht.

Der Alcalde, befürchtend, daß dieser Anblick eine ähnliche Wirkung auf den Patriotismus der Einwohner ausüben möchte, beschloß, dies edle Gefühl in ihren Herzen durch ein anderes wirksameres

und kräftigeres Mittel zu erwecken. Der Name „Königsstraße" beleidigte seine Repräsentantenohren. Er wollte sie „patriotisiren" und erließ eine Bekanntmachung, wonach jener übelklingende Name in den: „Straße der Söhne Padilla's*)" verwandelt werden sollte.

Dies gab Anlaß, daß Villamar auch seinen kleinen Aufstand bekam. Welcher Punkt der Erde hat nicht in unserm Jahrhundert seinen Aufstand?

Es war nämlich ein Bewohner jener Straße, Namens Cristobal Padilla, gestorben, und seine Söhne hatten natürlich das Haus, welches er daselbst besaß, geerbt. In demselben Falle befanden sich aber die Lopez, Perez und Sanchez, die daher energisch gegen einen so ungerechtfertigten Vorzug protestirten. Vergebens suchte ihnen der Alcalde begreiflich zu machen, daß die genannten Söhne Padilla's in frühern Zeiten einen Bund freier Leute gebildet hätten; hierauf antworteten sie, sie wüßten wohl, daß die Padillas freie Leute wären, und Niemand denke daran, ihnen diesen Namen streitig zu machen. Aber auch die Lopez, Perez und Sanchez

---

*) Der Hauptführer jener Ligue castilianischer Städte, welche ihre Municipalfreiheiten gegen Karl V. vertheidigten.

seien das und seien es von Erschaffung der Welt an gewesen, sie könnten sich daher die Demüthigung nicht gefallen lassen, den Padillas nachgesetzt zu werden, und wenn der Alcalde auf seiner Verordnung bestehe, würden sie sich bei der competenten Behörde beklagen, denn es habe immer höhere Gerichtshöfe zum Schutz gegen Willkür und Ungerechtigkeit gegeben, sie müßten denn durch die Neuerungen der Zeit abgeschafft worden sein.

Der Alcalde, ärgerlich über das Geschrei, schickte sie zu allen Teufeln.

Nicht wissend, welchen Heiligen er sich empfehlen sollte, um Villamar ein gewisses modernes Aussehen zu geben, damit es auf der Höhe der Zeit stehe, kam er auf den Einfall, dem Wege, der vom Dorf auf den Hügel führte, wo sich der Kirchhof und die Capelle des Herrn der Hilfe befanden, den patriotischen Namen „Straße von Urdar“ beizulegen; so hieß nämlich eine Schlacht, die der Convention von Vergara vorherging.

Dadurch aber machte er die Sache noch schlimmer. Es entstand ein Frauenaufruhr, und zwar in aller Form, geführt von Rosa Mistica in eigener Person. Ihr Schreien und Wehklagen hätte einen Todten erwecken können.

„Was heißt Urdar?“ schrie die Eine.

„Was haben wir mit Urdar zu thun?“ rief eine Andere.

„Wer wird sich in Urdar begraben lassen wollen?“ kreischte eine Alte.

„Herr Alcalde,“ sagte eine arme Wittwe, „wenn Ihnen so sehr daran gelegen ist, Verbesserungen einzuführen, so vermindern Sie die Abgaben, stellen Sie dieselben, wie sie früher, zur Zeit des Königs, waren, und lassen Sie den Dingen den Namen, den sie immer gehabt haben.“

„Wenn Ihnen der Name Urdar so sehr gefällt,“ sagte eine junge Frau, „so nennen Sie sich doch selbst so.“

„Señor,“ sagte Rosa Mistica feierlich, „dieser Weg heißt die Via Crucis und Sie entweihen ihn mit dem maurischen Namen.“

Der Alcalde hielt sich die Ohren zu und lief davon.

Nach Vereitelung so vieler schöner Ideen erklärte er die Bewohner von Villamar für Dummköpfe, verthierte Anhänger der abscheulichen Zeit des Absolutismus, die sich nur von schmutzigen Geldinteressen leiten ließen, für Feinde alles socialen Fortschrittes und aller Verbesserungen, verächtliche

Freunde des Schlendrians, die nicht einmal verdienten, Bauern zu heißen, geschweige denn freie Bürger.

Nach diesem schrecklichen Bannfluche befanden sich Villamar und seine Bewohner nicht schlechter als vorher.

Einige Zeit nachher las man in einem tonangebenden Blatte:

„Unser Correspondent aus Villamar (Nieder-Andalusien) schreibt uns: Die öffentliche Ruhe ist in unserm Orte bedroht gewesen. Einige Uebelwollende, ohne Zweifel aufgereizt durch nichtswürdige Agenten einer verhaßten Partei, haben sich den weisen Verbesserungen, den nützlichen Fortschrittsmaßregeln, die unser würdiger Alcalde Don Perfecto Civico einzuführen beabsichtigte, widersetzen wollen, unter dem lächerlichen Vorwande, daß sie unnütz seien. Aber die bewunderswürdige Kaltblütigkeit und der heroische Muth, den dieser ausgezeichnete Beamte bewies, flößten den Verwegenen Furcht ein, und Alles kehrte zur Ordnung zurück, ohne daß wir ein ernstes Unglück zu beklagen gehabt haben. Die guten Patrioten können ohne Sorge sein. Ihre Brüder in Villamar werden die Ränke unserer Feinde zu vereiteln wissen.

Da wir im Juli sind, so ist die Temperatur ziemlich hoch. Wir können nicht mit Bestimmtheit angeben, wie viel Grad, weil die Fortschritte der Civilisation dem Orte Villamar noch immer nicht die Wohlthat eines Thermometers verschafft haben.

Die Ernte läßt sich gut an, besonders was die Kürbisse betrifft, deren Zahl und Größe ihre ehrenwerthen Anbauer mit Befriedigung und Freude erfüllt.

Unterzeichnet:

Muster, Patriot.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß dieses Muster von Patriotismus der Alcalde selbst war, der den Artikel geschrieben hatte. Der gute Mann war Thierarzt gewesen, und auf seinen Wanderungen durch die Welt auf eine wunderbare Höhe in Bezug auf moderne Ideen und weitreichenden Blick gelangt. Er sprach viel und hörte sich gern selbst zu, weshalb es ihm nie an einem Auditorium fehlte. Auch war er der einzige Vertreter seiner Partei in Villamar, wie der Arzt, der an Stein's Stelle gekommen war, der des Juste-Milieu.

Die Schaar, zu welcher der Pfarrer, Rosa Mistica und die guten Frauen, wie Tante Maria, gehörten, war für die alten Grundsätze. Die des Ramon Perez und anderer Sänger hatte keine poli-

tische Farbe. Die José's und anderer armer Leute seines Standes vermißte vergangenes Gute und beklagte gegenwärtige Leiden, ohne nach ihrem Ursprunge zu forschen. Es blieb nur noch der Gerichtsschreiber übrig, ein unverschämter Spitzbube, wie sie es in kleinen Orten gewöhnlich sind; ein äußerst eifriger Vertheidiger der siegenden Partei und, was noch schlimmer ist, ein bissiger Verfolger der besiegten, ein boshaftes und gefährliches Geschöpf, das nur durch Silber zahm zu machen war.

Aber kehren wir zu unserer Geschichte zurück.

Der Thurm des Forts San Cristobal war eingestürzt und mit ihm die letzten Hoffnungen, die Don Modesto noch hegte, sein Fort auf gleicher Linie mit Gibraltar, Brest, Cadix, Dünkirchen, Malta und Sebastopol figuriren zu sehen.

Nichts aber hatte bei unsern Freunden, den Bewohnern von Villamar, so große Bewunderung erregt, wie die Veränderung, die in der Barbierstube von Ramon Perez vorgegangen war.

Ramon Perez hatte nach dem Tode seines Vaters, der einige Monate nach Maria's Abreise starb, dem Wunsche nicht widerstehen können, gleichfalls nach der Hauptstadt zu gehen und den Schritten der Undankbaren zu folgen, die ihn einem „abge-

schmackten" Ausländer aufgeopfert hatte. Er machte sich daher auf die Reise, kehrte nach vierzehn Tagen zurück und brachte mit sich:

Erstens: einen unerschöpflichen Schatz von Lügen und Aufschneidereien.

Zweitens: eine unendliche Masse von italienischen Liedern, eins noch abscheulicher als das andere.

Drittens: eine Renommistenmiene, eine Geberde des „was frag' ich danach,?" eine Dreistigkeit, eine Ungenirtheit, zur Verzweiflung aller Bewohner von Villamar, deren unglückliche Ohren und noch unglücklichere Kinnladen lange Zeit hindurch traurige Zeugen jener neuen Errungenschaften blieben.

Viertens: einen unheilvollen Drang, es dem Löwen aller Barbiere, Figaro, den er unglücklicherweise im Theater zu Sevilla spielen sah, nachzumachen. In Folge dessen hatte er, in Nachahmung seines Vorbildes, den Alcalden aus der Bahn des Fortschrittes hinaus und in die des Grafen Almaviva zu ziehen versucht. Da aber der Alcalde verheirathet war, wäre es erstens sehr schwer gewesen, in Villamar eine Rosina zu finden, die Lust gehabt hätte, diese Schwierigkeit zu überwinden, und zweitens war die Frau Alcaldin eine ausnehmend starke

und robuste Galizierin und daher für ihn weit gefährlicher als Doctor Bartolo für sein Vorbild.

Ramon Perez hatte aber noch etwas Anderes von seinen Reisen mitgebracht, das er Niemandem entdeckte und wozu er auf folgende Art gelangte:

Eines Abends, als er sich, seufzend wie ein Walfisch, in der Straße umhertrieb, wo Marisalada wohnte, bemerkte ihn ein junger Mann, der, bis zu den Augen in einen Mantel gehüllt, an einer Ecke stand und an ihn herantretend nur die Worte zu ihm sagte: „Pack' Dich!“

Ramon wollte Etwas erwiedern, empfing aber einen so kräftigen Tritt, daß der blaue Fleck, den er davon bekam, nicht wenig dazu beitrug, seine Rückreise äußerst mühsam zu machen, in so fern als die schmerzende Stelle in Berührung mit dem Sattel kam.

In Folge eines Umstandes, der sich später aufklären wird, war es dem Barbier gelungen, ein hübsches Sümmchen zusammenzubringen. Da waren die Erinnerungen an Sevilla und an Figaro von Neuem lebendig in ihm erwacht. Er hatte seine Barbierstube mit asiatischem Luxus ausgestattet. Prächtige, smaragdgrün angestrichene Stühle, Nägel so groß wie Suppenteller, um die fingerdicken leinenen Handtücher anzuhängen, Kupferstiche, die einen sehr langen

Telemach, einen sehr bärtigen Mentor und eine sehr magere Kalypso darstellten — das waren die Verzierungen, welche um die Wette seinem Etablissement Glanz verliehen. Ramon Perez hatte mit um so größerer Bestimmtheit, als er selbst es glaubte, behauptet, jene Figuren seien der heilige Johannes, der heilige Petrus und Magdalena. Einige schwer zu befriedigende Leute sagten kopfschüttelnd, Alles in Ramon Perez' Laboratorium sei neu geworden, nur die Rasirmesser nicht; er aber antwortete, das seien altfränkische Leute, die noch immer nicht die alte Gewohnheit abgelegt hätten, den Sachen auf den Grund zu sehen, da es doch moderne Regel sei, immer nur dem Aeußern und dem Scheine Wichtigkeit zu geben.

Was aber die Bewohner von Villamar in das größte Erstaunen setzte, war ein ungeheueres Schild, welches einen großen Theil der Facade des Barbierhauses bedeckte. Mitten auf demselben sah man, mit bewundernswürdiger Kunst gemalt, einen Fuß von gelblicher Farbe, der einem chinesischen glich und aus welchem ein Strahl von Blut herauskam, der sich den Wasserkünsten von Aranjuez und Versailles hätte zur Seite stellen können. An den beiden Seiten waren zwei ungeheuere halbgeöffnete Rasir-

messer, welche zwei Pyramiden bildeten, und mitten zwischen ihnen zwei kolossale Backenzähne. Dies Alles war umgeben von einer Guirlande von Rosen, die aussahen wie Scheiben von rothen Rüben, und von dieser Guirlande hing eine ungeheuere Schere herab. Um der Pracht und dem Luxus die Krone aufzusetzen, hatte Ramon Perez dem Maler empfohlen, Vergoldungen anzubringen, und der Künstler hatte das Gold auf die Dornen der Rosen, die Klingen der Rasirmesser und die Nägel des Fußes vertheilt. Dieses Schild zeigte an, was Jedermann wußte, nämlich, daß sein Besitzer in Villamar die vierfachen Functionen eines Barbiers, Wundarztes, Zahnausziehers und Haarschneiders *) ausübte.

Das Schild fiel aber so groß und schwer aus, daß die Wand des Ramon'schen Hauses, die aus Erde und Steinen erbaut war, es nicht tragen konnte. Man mußte zu beiden Seiten der Thür zwei Strebepfeiler von Backsteinen aufführen, um es zu stützen. Dieser Bau bildete am Eingange des Hauses eine Art von Portal, von welchem Ramon Perez mit dem ernsthaftesten Gesichte und der uner-

*) Im Originale steht pelador, das zugleich ein scherzhaftes Wortspiel bildet. Vgl. Bd. 1, S. 199 die Anmerkung.

schütterlichsten Unverschämtheit erklärte, daß es eine genaue Copie der Lonja von Sevilla sei, bekanntlich eins der Meisterwerke unsers großen Architekten Herrera.

Nachdem der Leser nunmehr in die vergangenen Ereignisse eingeweiht ist, wollen wir den Faden der gegenwärtigen wieder aufnehmen.

Das Schweigen in jenem Winkel der Erde war so groß, daß man schon von Weitem die Stimme eines Mannes hörte, der sich mit der Guitarre begleitete. Er sang ein weinerliches Lied, „Atala," und noch dazu schmückte er dasselbe mit solchen Trillern, so geschmacklosen Coloraturen, so abscheulichen Cadenzen aus und die Verse waren so schlecht, daß Chateaubriand mit vollkommenem Rechte dem Dichter, dem Componisten und dem Sänger den Proceß wegen Mißbrauchs der Popularität hätte machen können.

Dieser höllische Gesang kam aus der oben beschriebenen Barbierstube, und der Sänger selbst war der Besitzer jenes Etablissements, der vortreffliche Ramon Perez.

Er legte in die Worte: „Armer Chactas" einen Ausdruck, einen Enthusiasmus, die ihn selbst bis zu Thränen rührten. Vor dem Sänger stand, steif wie

immer, Don Modesto Guerrero, ernst und nachdenklich zuhörend, ganz wie der respectable Mentor an der Wand, nur mit dem Unterschiede, daß er sehr gut rasirt war und daß sein Zöpfchen sehr glatt und steif in die Höhe stand.

Plötzlich öffnete sich sperrweit die Thür im Hintergrunde der Stube, und hereintrat eine Frau mit einem Kind auf dem Arme, gefolgt von einem andern, das sich weinend an ihren Rock klammerte. Die Frau war blaß, mager, von hochfahrendem, unfreundlichem Wesen und mit einem alten verschossenen Flortuche bedeckt. Ihre langen, schlechtgeflochtenen, rauhen und ungekämmten Haare hingen unordentlich um ihren Kopf. Sie trug seidene, hinten niedergetretene Schuhe und lange goldene Ohrgehänge.

„Schweig, schweig, Ramon!" sagte sie beim Eintreten in das Zimmer mit heiserer Stimme. Zerreiß' mir die Ohren nicht. Ich will lieber alle Raben in der ganzen Umgegend krächzen und alle Katzen des Dorfes mauen hören, als Deine Art, die ernsthafte Musik zu verhunzen. Ich habe Dir tausendmal gesagt, Du sollst einheimische Lieder singen, gleichviel wie, das läßt sich ertragen. Deine Stimme ist biegsam und es fehlt Dir nicht an der hübschen Manier, die diese Art von Gesang erfordert.

Aber Deine unselige Manie, kunstreich zu singen, ist unerträglich. Ich sage es Dir und Du weißt, daß ich es verstehe. Die widersinnigen Coloraturen greifen dergestalt meine Nerven an, daß ich, wenn Du mir noch länger diese Marter auferlegst, das Haus für immer verlasse. Still," fügte sie hinzu, dem weinenden Kind einen Schlag auf den Kopf gebend, — „still, Du blökst eben so wie Dein Vater."

„Geh' doch, und alle Heiligen mögen Dich begleiten, — geh' gleich," antwortete der in seiner Eigenliebe auf's Tiefste verletzte Barbier. „Geh', lauf' und kehre nicht eher um, als bis ich Dich rufe; dann kannst Du laufen, ohne wieder stillzustehen."

„Du wirst mich nicht rufen, sagst Du?" erwiederte die Frau. „Das wäre wohl eine zu große Gunst für Eine, die so oft von den Granden, den Gesandten, dem ganzen Hofe gerufen ist? Weißt Du, Grobian, Tölpel, Pfuscher, wie viel Geld man bezahlt hat, nur um mich zu hören?"

„Wenn diese," sagte der Barbier, „Dich jetzt sähen mit diesem Essiggesichte und dieser heisern Hahnenstimme, so bin ich gewiß, sie würden das Doppelte bezahlen, um Dich weder zu hören noch zu sehen."

„Wer hat mich denn in dieses Nest und zwischen diese Bande von Bauern gebracht?“ rief die Frau wüthend. „Wer hat mich denn verheirathet mit dem Bartkratzer, dem Landstreicher, der erst die Mitgift, die der Herzog mir geschickt, durchgebracht hat und mich noch hinterdrein zu verhöhnen wagt? Mich, die berühmte Maria Santaló, die so viel Aufsehen in der Welt gemacht hat?“

„Es wäre Dir besser gewesen, Du hättest nicht so viel gemacht,“ sagte Ramon, dem die Begeisterung für das Lied der Atala und die Entrüstung, dasselbe verachtet zu sehen, einen unerhörten Muth gaben.

Bei diesen Worten stürzte das Weib auf ihren winzigen Gemahl los, der voller Schrecken nur eben Zeit hatte, die Guitarre auf einen Stuhl zu legen und davonzulaufen.

In der Thür stieß er mit Jemand zusammen, den er beinahe umgerannt hätte und der auf der Schwelle stehen blieb.

Kaum hatte ihn Maria erblickt, als ihr Zorn einem eben so gewaltigen Gelächter Platz machte.

Der Veranlasser desselben war Momo, dessen eine Backe furchtbar geschwollen war. Er hatte ein Tuch um sein unförmliches Gesicht gebunden und

kam, um sich von dem Barbier einen Zahn ausziehen zu lassen.

„Welch' entsetzliche Fratze!“ rief Maria unter lautem Lachen aus. „Der Sergeant von Utrera soll vor Häßlichkeit geplatzt sein. Wie kommt's, daß Dir nicht dasselbe passirt? Du bist im Stande, der Furcht selbst einen Schreck einzujagen. Ist Deine Backe etwa schwanger? Sie wird wohl mit einer Melone niederkommen und die kannst Du für Geld zeigen. Wie schauderhaft siehst Du aus. Willst Du Dich abconterfeien lassen für die Ilustracion,*) die auf Merkwürdigkeiten Jagd macht?“

„Ich komme,“ sagte Momo, „um mir von Deinem Raton Perez einen schadhaften Zahn ausziehen und nicht um mich von Dir ausschimpfen zu lassen; aber eine Möve warst Du, eine Möve bist Du und eine Möve wirst Du bleiben!“

„Wenn Du Dir das, was an Dir schadhaft ist, herausziehen lassen willst, so kann man nur bei Deinem Herzen und Deiner Gemüthsart anfangen.“

„Nun, wahrhaftig! Hör' Einer die von Herz und Gemüthsart reden,“ antwortete Momo, „die ihren Vater unter fremden Händen hat sterben

*) Die Madrider Illustrirte Zeitung.

lassen, ohne an den Heiligen seines Namens zu denken oder ihm auch nur die geringste Hilfe zu schicken."

„Und wer war denn Schuld daran, Du nichtswürdiger Einfaltspinsel?" antwortete Maria. „Nichts von dem Allen wäre geschehen, wärst Du nicht ein solcher Dummkopf gewesen und, ohne Deinen Auftrag ausgerichtet zu haben, von Madrid zurückgekommen, um hier die Nachricht von meinem Tode auszusprengen, so daß, als ich wieder hier in's Dorf kam und meinen Vater noch am Leben glaubte, Alle mich für eine Seele aus der andern Welt hielten. Nur Dein Hirn, das eben so stumpf ist wie Deine Nase, konnte eine Vorstellung im Theater für Wirklichkeit halten."

„Vorstellung im Theater!" entgegnete Momo; „Du behauptest immer, daß das nicht wahr gewesen wäre. Aber es ist sicher, wenn Dir der Tello den Stich richtig beigebracht und Dein Mann, den Alle außer Dir beweinen, Dich nicht curirt hätte, so wärst Du jetzt eine Speise für die Würmer, und Alle, die Dich kennen, hätten Ruhe. Mir machst Du Nichts weiß, Du Lügnerin, Du."

„Nun, ich will Dir Etwas sagen, Du Anderthalbgesicht," sagte Maria, ihre Finger aus einander spreizend und den Daumen an die Nase legend,

„Dir zum Aerger werde ich hundert Jahre leben und Deine Stumpfnase soll so groß werden.“

Momo sah Maria an mit der ganzen verachtungsvollen Würde, die sein schiefes Gesicht zuließ, und sagte mit tiefem und überzeugendem Tone, den Zeigefinger auf und nieder bewegend:

„Eine Möve warst Du, eine Möve bist Du und eine Möve wirst Du bleiben!“

Und damit wendete er ihr stolz den Rücken.

Als Don Modesto, betäubt von dem Geschrei des eben erzählten Streites, sah, daß den Zornausbrüchen Gelächter folgte, dank dem häßlichen und lächerlichen Gesichte Momo's, von dem nur der Bleistift eines Cruikshank einen ganz richtigen Begriff geben könnte, benutzte er die Gelegenheit, unbemerkt von dem Schlachtfelde zu entkommen. Unsere Leser wissen, daß Don Modesto, der von Grund aus ernst und friedfertig war, einen tiefen Widerwillen gegen jede Art von Streit, Zwist, Zank und Uneinigkeit hatte. Kaum aber war er, sehr befriedigt über das Gelingen seines glücklichen Rückzuges, in sein Haus getreten, als ihn schon neuer Schrecken ergriff; denn Rosita's gesundes Auge blickte streng, zornig und drohend, wie ein Soldat unter den Waffen, und ihr Mund ernst, gezwungen und imponirend, wie ein

Richter auf seinem Stuhle. Don Modesto setzte sich in einen Winkel und senkte den Kopf, wie ein Vogel in Vorempfindung eines Sturmes sich auf einen Baumzweig setzt und den Kopf unter den Flügel versteckt.

Vor Allem muß man wissen, daß Rosita's gute Eigenschaften sowohl wie ihre Fehler mit den Jahren zugenommen hatten. Ihre Reinlichkeit war in ängstliche Eigenheit ausgeartet. Don Modesto mußte jedesmal, wenn er zu ihr in's Zimmer trat, andere Schuhe anziehen. Hätte Rosita Kenntniß gehabt von den Ueberschuhen, welche die Besucher des Palastes des Prinzen von Oranien in Brüssel anlegen müssen, so würde sie ohne Zweifel zu demselben Mittel gegriffen haben, um die ordinären Matten von Pfriemengras, welche das rissige Backsteinpflaster ihres Wohnzimmers bedeckten, zu schützen. Wenn Don Modesto eine Olive auf das Tischtuch fallen ließ, war Rosita außer sich, wenn er einen Tropfen Rothwein übergoß, weinte sie. Ihre Enthaltsamkeit und Mäßigkeit hatten die Grenzen des Möglichen erreicht und deuteten darauf hin, daß sie es der Manuela Torres, der berühmten Frau aus dem Dorfe Gansar, gleich thun wollte, die vor Kurzem gestorben war, nachdem sie vierzig Jahre lang weder gegessen noch getrunken hatte.

„Röschen,“ sagte Don Modesto, „früher aßen Sie so viel, wie ein Vogel im Schnabel tragen kann, jetzt aber liefern Sie den Beweis, daß das, was man vom Chamäleon erzählt, keine Fabel ist.“

„Und Sie sehen,“ antwortete Rosita, „daß ich mich vollkommen wohl dabei befinde, ein Beweis, daß man sehr wenig zum Leben gebraucht und daß Alles, was darüber hinausgeht, reine Unmäßigkeit ist.“

Hinsichtlich ihrer Sittenstrenge war sie etwas mehr als bloß streng, sie war ätzend geworden.

„Es paßt recht hübsch für Sie,“ sagte sie zu Don Modesto, während dieser sich aus vollem Herzen der heiligen Jungfrau vom Frieden empfahl, „es paßt recht hübsch für einen Mann Ihres Alters und Ihrer Würde, für eine der ersten Autoritäten des Dorfes, für einen Mann, dessen Name gedruckt in der Gaceta gestanden hat, zu diesen Leuten zu gehen, zu dem leichtsinnigen Volk, um mich keines schlechtern Ausdruckes zu bedienen, und sich mit der Franzosenwirthschaft abzugeben, die der Scandal des ganzen Dorfes gewesen ist.“

„Aber, Röschen,“ antwortete Don Modesto, „ich habe mich nicht in den Zank gemischt; der Zank hat sich eingemischt, wo ich war.“

„Wären Sie nicht in das Haus des Bart=

kratzers, des unaufhörlichen Sängers, gegangen, hätten Sie nicht mit offenem Munde dagestanden und seine unzüchtigen Lieder angehört, so wären Sie nicht in den Fall gekommen, Zeuge dieses Scandals sein zu müssen."

„Aber, Röschen, Sie bedenken nicht, daß ich mich doch von Zeit zu Zeit rasiren lassen muß, wenn ich nicht aussehen will wie ein Pionier des Regiments; denn der gute Ramon Perez rasirt mich umsonst, wie auch sein Vater that, und Politik und Dankbarkeit verlangen, daß ich, wenn er mir Etwas vorsingen will, Geduld habe und ihm mein Ohr leihe. Ueberdies hat er auch nichts Ungeziemendes gesungen, sondern eins von den Liedern, welche die vornehmen Leute singen und worin es heißt, daß ein junges Mädchen, Namens Atala . . ."

„Was reden Sie mir da für Zeug, Don Modesto?" unterbrach ihn Rosita unwillig. „Als ob ich nicht wüßte, was das „Christliche Jahrbuch" von Attila erzählt, der ein König der Barbaren war, welche in Rom einfielen, und über den die Beredtsamkeit des damaligen Papstes, des heiligen Leo des Großen, siegte. Wenn Sie nun gegen die gesunde Vernunft und das Christliche Jahrbuch behaupten, Attila sei ein junges verliebtes Mädchen

gewesen, so möge das Ihnen und dem Ramon Perez gut bekommen. Das Jahrhundert der Aufklärung, wie der Caraibe von einem Alcalden sagt, der die Via Crucis in eine Straße von Urdax verwandeln wollte, verdreht alle Begriffe. Also mögen auch Sie Beide, wenn es Ihnen Vergnügen macht, glauben, daß es ein junges Mädchen war, welches die wilden Horden der Barbaren anführte. Was die unheiligen und unziemlichen Lieder anbetrifft, so müssen Sie wissen, daß die weder meinem Alter noch meiner Denkungsart zusagen. Aber die Männer haben immer offene Ohren für Liebesangelegenheiten. Sie sind ganz weg bei den Liedern dieser Leute, während ich gesehen habe, daß Sie . . . o ja! ich habe Sie im Quinario des heiligen Johann von Nepomuk, des Musters aller Beichtväter, als zuletzt die Strophen zu Ehren des Heiligen gesungen wurden, eingeschlafen gesehen wie einen Baum."

„Ich, Röschen? Jesus! Da haben Sie sich ganz und gar geirrt. Ich hatte wahrscheinlich die Augen zu und Sie werden meine fromme Sammlung für einen unehrerbietigen Schlaf gehalten haben."

„Streiten wir nicht, Don Modesto, denn Sie wären im Stande, ohne Scheu gegen das achte Gebot zu sündigen. Aber, um wieder auf unser

voriges Gespräch zu kommen, so sage ich Ihnen, es ist eine Schande, daß Sie auf so vertrautem Fuße mit diesen Leuten stehen.“

„O Röschen, wie können Sie in solchen Ausdrücken von dem guten Ramon sprechen, der mich umsonst rasirt, und von der berühmten Marisalada, die von Generalen und Ministern beklatscht worden ist?“

„Trotz alledem,“ erwiederte Rosa Mistica, „ist sie doch eine Komödiantin gewesen, und die waren früher excommunicirt und müßten es noch sein. Ich möchte wissen, warum sie es nicht mehr sind.“

„Muthmaßlich,“ sagte Don Modesto, „weil das Theater damals etwas sehr Böses war, während es jetzt, wie das Feuilleton der Zeitung sagt, eine Schule der Sitten ist.“

„Eine Schule der Sitten? . . . das Theater? Jetzt hört Alles auf! Sie gerathen ganz auf Abwege, Don Modesto. Das ist noch schlimmer als im Quinario zu schlafen. Wie? Halten Sie denn die Zeitungen für Texte der Heiligen Schrift? Ich sage Ihnen, Herr, der Papst hat sehr unrecht daran gethan, die Excommunication dieser sündhaften Frauenzimmer aufzuheben.“

„Jesus, Maria und Joseph!“ rief Don Modesto erschrocken aus. „Nehmen Sie sich denn her-

aus, Röschen, zu verdammen, was der Papst thut, grade jetzt, wo man Hymnen zu seinem Lobe singt, wie die Zeitung sagt?"

„Nun, nun," erwiederte Rosita, „ich weiß das besser als Sie. Ich werde mich aber wohl hüten, das zu verdammen, was der Papst thut, und mich mit dem Wunsche begnügen, daß wir nicht nach der Hymne das Miserere zu singen haben mögen. Aber, wieder auf die Frau zu kommen, die von so hohen Personen beklatscht worden ist — glauben Sie denn, daß diese albernen Beifallsbezeugungen eine Absolution für ihr schlechtes Betragen und ihren lasterhaften Charakter sind?"

„Richten Sie nicht so streng, Röschen. Im Grunde des Herzens ist sie nicht schlecht; sie hat mir eine Cocarde auf den Hut gemacht."

„Lustig gemacht hat sie sich über Sie, und Ihnen anstatt der Cocarde eine Endivie so groß wie ein Teller gegeben. Also die ist im Herzen nicht schlecht, sagen Sie, die ihren Vater, der sie so lieb hatte, allein, arm, vergessen sterben ließ, während sie auf der Bühne Triller schlug?"

„Aber, Röschen, sie wußte nicht, wie schwer..."

„Sie wußte, daß er krank war, und damit basta. Wenn ein Vater leidet, muß die Tochter

nicht singen. Eine Frau, deren Aufführung ihren armen Mann gezwungen hat, zu fliehen und dahinten in Indien vor Scham zu sterben! . . ."

„Er ist an der Epidemie gestorben," bemerkte der Veteran.

„Das ist mir die Rechte," fuhr die strenge Schulmeisterin immer hitziger fort, „die Einzige im Dorfe, die bei der letzten Krankheit der Tante Maria nicht bei ihr wachte, bei ihr, die sie doch so sehr geliebt und so Viel für sie gethan hatte, die Einzige, die bei ihrem Begräbniß fehlte, die Einzige, die nicht in der Kirche für sie betete und auf dem Kirchhofe nicht um sie weinte."

„Sie war in Wochen, und es wäre unvorsichtig gewesen, vor dem vierzigsten Tage auszugehen."

„Was verstehen Sie denn von Wochen und vierzig Tagen?" rief Rosa Mistica aus, erbittert über den Eifer, mit welchem Don Modesto seine Freunde vertheidigte. „Haben Sie vielleicht schon einmal geboren, um davon Etwas zu verstehen? Und als bald nach dem Tode seiner Wohlthäterin Bruder Gabriel ihr in's Grab folgte, da lachte sie und sagte, sie hätte geglaubt, die Leute stürben nur auf der Bühne aus Liebe und Kummer. Und die soll ein gutes Herz haben?"

„Armer Bruder Gabriel!“ sagte Don Modesto, gerührt durch die Erinnerungen, die seine Wirthin erweckt hatte. „Jeden Freitag seines Lebens ging er zum „Herrn der Hilfe“ und bat ihn um einen sanften Tod. Nachdem seine Wohlthäterin gestorben war, ging er täglich hin, denn nun hatte er ja Niemand mehr als den guten Herrn, der ihn verstand und ihn tröstete. Ich fand ihn eines Morgens vor dem Gitter der Capelle auf den Knien liegen, den Kopf an die Gitterstäbe gelehnt. Ich rief ihn, aber er antwortete nicht. Ich trat näher . . . er war todt! . . . gestorben, wie er gelebt hatte, still und allein! — Armer Bruder Gabriel,“ fügte der Commandant nach einigen Augenblicken des Stillschweigens hinzu, „Du bist gestorben, ohne Dein Kloster wiederhergestellt zu sehen. Auch ich werde sterben, ohne mein Fort wieder aufgebaut zu sehen!“

Caballero, Fernán, / Hosäus, Wilhelm / Lemcke, Ludwig,

Ausgewählte Werke

Bd.: 2

Braunschweig 1859